

Frankfurter Allgemeine

Magazin

OKTOBER 2018
MÄNNER SPEZIAL





Tambour Horizon
Your journey, connected.

LOUIS VUITTON



BEYOND GENERATIONS

XIUHTEZCATL, RAPPER & ACTIVIST
#MONCLERBEYOND





Ermenegildo Zegna

DEFINING MOMENTS

JAVIER BARDEM and DEV PATEL, MADRID, 9am
WATCH THE SERIES ON ZEGNA.COM



PRADA.COM



CARBON

CARBON
EAU DE TOILETTE



BLACK

BLACK
THE NEW EAU DE PARFUM

PRADA

GERARD BUTLER'S CHOICE
DAS HEMD, DAS SICH WIE
KEIN ANDERES TRÄGT.

OLYMP
SIGNATURE



SPIELT DOCH ANDERS

Immerhin: Es gibt solche und solche Männer. Manchmal will man nicht mehr daran glauben. Wenn man von den Missbrauchsfällen in der Kirche liest, wenn man die Ewiggestrigen aus rechten Parteien hört, wenn man das Buch von Kollegah in der Hand hält. Man könnte verzweifeln am starken Geschlecht, das so schwach ist, dass es glaubt, Stärke zeigen zu müssen. Besonders misslich ist das dann, wenn man ein Heft zum Thema Männer vorbereitet, das es auch gerne positiv sehen will. Was tun wir also? Nehmen erstens die falschen Mythen auseinander, so wie Leonie Feuerbach, wenn sie mit ein paar Strichen den präpotenten Stil von Kollegah entlarvt (Seite 55). Oder wie David Klaubert, wenn er in Kalabrien einen der wichtigsten Anti-Mafia-Staatsanwälte interviewt, der gegen die selbstgefällig brutale 'Ndrangheta kämpft (Seite 88). Oder Timo Frash, der vor der Landtagswahl in Bayern mit Kabarettist Bruno Jonas die ritualisierten Formeln einschlägiger Politiker studiert (Seite 64). Zweitens stellen wir neue Männer vor, die vielen noch gar nicht bekannt sind, obwohl oder weil sie ihre Rolle entspannt interpretieren: den CSU-Politiker Markus Blume, der – und das auch noch vor der Wahl! – fröhlich über seine Karriere als Eiskunstläufer redet (Seite 68); den Darsteller Ludwig Treppe, der durchaus nicht immer die Hauptrolle spielen muss (Seite 32); den Schriftsteller Eckhart Nickel, der mal einen ganz anderen Anzug anprobiert (Seite 92). Schauen Sie sich auch die Modestrecke unserer beiden Frankfurter Lieblingsfotografinnen Lottermann and Fuentes an. Mit vier jungen Berliner Schauspielern brechen sie in die Neue Welt auf – wo sie nur deshalb auf dicke Hose machen, weil die Hosen heute eben gerne wieder weiter sind. Was will uns das sagen? Zerrbilder der Männlichkeit, die uns bis heute verfolgen, sollten wir hinter uns lassen. Die alten Spielkonsolen, von denen Jungen so schwer loskommen (Seite 86), gehören auf den Müll der Geschichte. Den Rollenbildern, die sich über Generationen hielten, setzen wir neue Lebensentwürfe gegenüber. Auf *mansplaining* und *manspreading* haben wir hier keine Lust mehr. Und damit Sie mir's auch glauben, höre ich jetzt auf. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Holger Appel, Christian Aust, Johanna Dürholz, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Timo Frash, Dr. Stephanie Geiger, Jörg Hahn, Thomas Holl, David Klaubert, Verena Lucken, Melanie Mühl, Dr. Eckhart Nickel, Tobias Rütter, Brita Sachs, Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steine, Quynh Tian, Natalia Warkentin, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Walter Wille

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

LAYOUT:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



INTUITION/
SHORT FILMS BY F.B.
#2. DOUBLES
WITH F.S./ T.S.
BOTTEGAVENETA.COM
#BVINTUITION



BOTTEGA VENETA



SEBASTIAN EDER war nach zwei stürmischen Nächten in einem ausrangierten Wohnwagen im „Kliemannsland“ zunächst recht froh, wieder zurück nach Frankfurt fahren zu können, in eine richtige Stadt. Als er aber nach ein paar Wochen in der Redaktion in den Urlaub nach Korsika aufbrach (wo unser Bild entstand), konnte er die Sehnsucht der Berliner Hipster, die es in den Phantasiestaat des Youtubers Fynn Kliemann auf dem platten Land in Niedersachsen zieht (Seite 78), schon wieder sehr gut verstehen: In der Natur ist es einfach am schönsten.



SUSANNE PREUSS hat es als Wirtschaftskorrespondentin dieser Zeitung in Stuttgart meist mit Unternehmen zu tun, mit Renditen, Effizienz, Innovation. Da war es eine schöne Abwechslung, als sie den Musical-Star Massimiliano Pironti kennenlernte, der seine Leidenschaft zum Beruf macht – und Maler wurde. Sein erstes Werk wird schon von der britischen National Portrait Gallery ausgestellt. Für uns hat sich Susanne Preuß (das Foto zeigt sie auf dem Penken in Österreich, vor der Granatkapelle von Mario Botta) sein zweites Gemälde angeschaut. (Seite 76)

FOTOS: PRIVAT, JANA MAI, VIOILA KEMPF, DANIEL PILAR

MITARBEITER

ECKHART NICKEL, jüngst mit seinem Roman „Hysteria“ für den Deutschen Buchpreis nominiert, trägt weiße Hosen, seit er denken kann. Eine seiner frühen Erzählungen endet im „Caffè Greco“ in Rom so: „Meine weißen Hosen sind befleckt und gestärkt vom Absinth, mein hellblaues Hemd ist zerrissen, und an dem gepunkteten Halstuch zerrn die Bambini des Oberkellners, denen ich Fratzen des Entsetzens schneide. Niemand erreicht meine Welt.“ Wer sonst könnte über weiße Anzüge schreiben? (Seite 92)



THOMAS HOLL (rechts) erlebte West-Berlin in den achtziger Jahren als Student, **TOBIAS RÜTHER** in den Neunzigern als Schüler auf Klassenfahrt. Vor dem Mauerfall hatte die freie Insel im roten Meer der DDR in der westdeutschen Provinz unter jungen Leuten den Ruf von Freiheit und Abenteuer. Damit war weniger die Freie Universität im beschaulichen Dahlem gemeint, wo die beiden Redakteure dieser Zeitung studierten, sondern das wilde Nachtleben – wie im „Dschungel“. Holl war Stammgast in der Diskothek in der Nähe des KaDeWe, Rütther ist Autor eines Buchs über den berühmtesten Gast: David Bowie. Grund genug für beide, sich zum 40. Jahrestag der Eröffnung des legendären Nachtclubs mit Stammgästen und Mitarbeitern zu unterhalten. Es dauerte länger als eine lange Nacht im „Dschungel“. (Seite 56)





DIOR



Lange Nächte begannen im West-Berlin der Achtziger für Schauspieler, Künstler und andere Nachtschwärmer im „Dschungel“. Stammgäste und Mitarbeiter erinnern sich. (Seite 56)



Der Kabarettist Bruno Jonas ist Bayer durch und durch. Wir haben mit ihm über Seehofer und Söder, über Hetze und Haltung gesprochen. (Seite 64)



ZUM TITEL

Die vier Schauspieler Eugen Bauder, Emilio Sakraya, Max Befort und Jasna Fritzi Bauer (von links) wurden von Lottermann and Fuentes in Kalifornien fotografiert.

- 21 KARL LAGERFELD
- 32 LUDWIG TREPTE
- 68 MARKUS BLUME
- 92 ECKHART NICKEL
- 106 MICHELE DE LUCCHI

KOMBINIERT Sechs Produzenten präsentieren ihre Möbel gemeinsam im „Berliner Zimmer“. *Seite 72*

SÜCHTIG Ein computerspielabhängiger Junge redet mit seinem Therapeuten. *Seite 86*

VERWANDELT Wo früher Braunkohle abgebaut wurde, entstehen in Brandenburg nun Seen. *Seite 94*

GEFANGEN 1943 internierten die Nazis den französischen Botschafter – in einem Luxushotel. *Seite 98*

FLÜSSIG Das Designer-Duo Proenza Schouler macht jetzt auch Parfüm. *Seite 102*

UNGESTÖRT Die Insel Kefalonia ist ein Geheimtipp für Wanderer und Schnorchler. *Seite 103*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 27. Oktober bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



In seinem neuen Film spielt Ryan Gosling Neil Armstrong. „Je mehr ich über Raumfahrt weiß, umso unbegreiflicher wird sie für mich“, sagt er im Interview. (Seite 74)

Er hat Gespräche abgehört, in denen Mafiosi planen, ihn zu ermorden. Doch Staatsanwalt Nicola Gratteri kämpft weiter gegen die 'Ndrangheta. (Seite 88)



The Breitling Cinema Squad
Charlize Theron
Brad Pitt
Adam Driver



Aus der F.A.Z. vom 21. Oktober 1978: Volker Schlöndorff dreht in der Nähe von Danzig „Die Blechtrommel“, mit David Bennent (Mitte) in der Rolle des Oskar Matzerath.

Foto Wolfgang Haut

Vor vierzig Jahren

Ein Augenblick bei den Dreharbeiten irgendwo im weiten Land zwischen Weichsel und Nogat, nicht weit von Marienburg, etwas weiter weg von Danzig. „Die Blechtrommel“ nach einem Roman von Günter Grass wird gedreht. Es sieht kühl aus, aber offenbar war es am Morgen kälter. Der Regisseur Volker Schlöndorff, den wir am rechten Rand halb angeschnitten sehen, trägt seinen Parka offen, und die Gruppe der Liliputaner im Kostüm und David Bennent, ebenfalls im Kostüm, scheinen nicht zu frieren. Eine Szene wird besprochen.

Die Darsteller blicken zum Regisseur und sehen so aus, als hörten sie aufmerksam zu. Außer David Bennent, der den Oskar spielt. Er ringt die Hände, schaut zur Seite und nach unten ins Leere und scheint seinerseits gleich zu einer Rede anzuheben. Er ist acht Jahre alt, als Wolfgang Haut diese Szene fotografierte. Vor genau 40 Jahren erschienen die Fotos mit einem Text über einen Setbesuch in „Bilder und Zeiten“, der Tiefdruckbeilage dieser Zeitung. Aber auf diesem Bild hat David Bennent gar nichts Kindliches an sich. Eher sieht er aus, als sei er auf dem Weg in die mittleren Jahre.

„Wir sind zu klein, als dass wir uns verlieren können“ – dieser Satz ist einer der schönsten in der ganzen „Blechtrommel“, und sagen darf ihn Bebra, der kleinwüchsige Sprecher jener Liliputanertruppe, der sich Oskar anschließen wird, um als trommelndes und mit spitzem Schrei Glas zum Zerspringen bringendes Mitglied der Artisten-truppe die Nazi-Zeit zu überstehen, obwohl er das Angebot von Bebra zunächst ablehnt.

„Bester Oskar“, so überzeugt dieser ihn schließlich doch, „glauben Sie einem erfahrenen Kollegen. Unsererins darf nie zu den Zuschauenden gehören. Unsererins muss auf die Bühne, in die Arena! Sonst werden unsererins von jenen

da behandelt, und jene da spielen uns allzu gern übel mit.“ Fritz Hakl spielt diesen Bebra, der immer bestens gekleidet ist und „uralte Augen“ hat, so heißt es in der Romanvorlage, was man auf dem Foto unseres Redaktionsfotografen aber nur ahnen kann, und er ist auch deutlich älter als Oskar, nämlich schon 53.

Fotos von Dreharbeiten haben eine seltsame Aura, wenn man sie Jahrzehnte später anschaut. Sie wurden zu einem Zeitpunkt aufgenommen, zu dem niemand ahnen konnte, was aus dem Film, der da gedreht wird, werden würde. Würde er überhaupt ohne Katastrophen in den Kasten kommen, wie man damals sagte, würden die Darsteller und Filmemacher gesund bleiben, die Zuschauer später Interesse zeigen? Hätte der Regisseur am Ende den Eindruck, erreicht zu haben, was er künstlerisch mit diesem Film erreichen wollte? Würde die Kritik freundlich sein? Könnte hier ein Klassiker entstehen? Oder ein totaler Flop?

Wovon würde es abhängen? Kann man es spüren, bei den Dreharbeiten bereits vorhersehen, während die Darsteller noch darum kämpfen zu begreifen, wen sie eigentlich darstellen, und der Regisseur mit allen anderen Widrigkeiten kämpft?

Keiner in dieser Gruppe, die Wolfgang Haut fotografiert hat, ahnt, dass „Die Blechtrommel“ der erste deutsche Film sein wird, der nach dem Krieg in Hollywood einen Oscar für den besten nicht-englischsprachigen Film gewinnen wird. Niemand ahnt, dass Günter Grass 1999 den Nobelpreis für Literatur bekommen würde, niemand konnte sich vermutlich vorstellen, dass weitere Jahre später bitter über seine Mitgliedschaft bei der Waffen-SS diskutiert würde. 1978, in dem Jahr der „Blechtrommel“-Verfilmung, ein Jahr nach dem „Deutschen Herbst“, war von all dem nicht die Rede. „Die Blechtrommel“ wurde verfilmt. In der Nähe von Danzig. Das war alles. *Verena Lueken*



BREITLING
1884

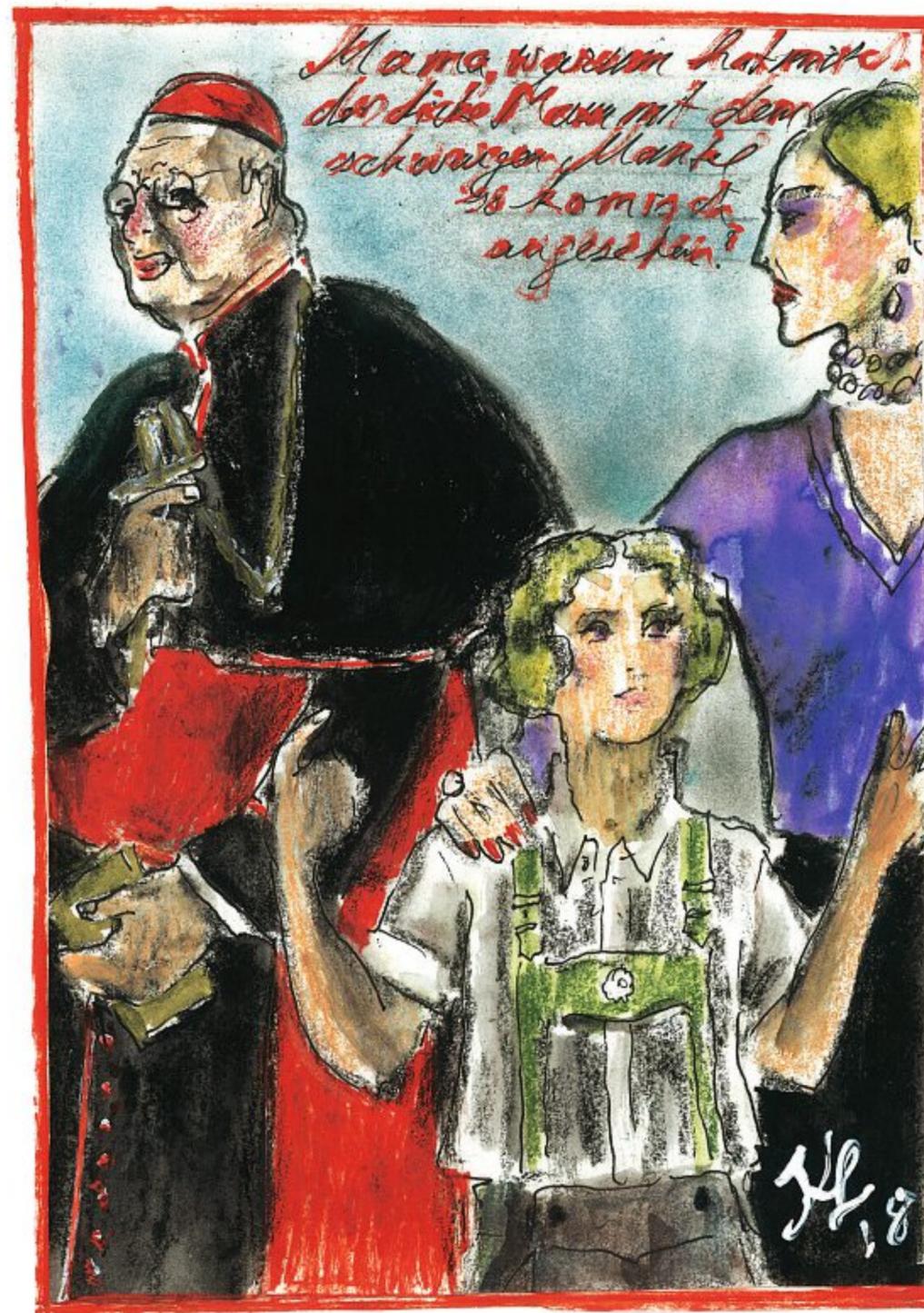
#SQUADONAMMISSION

BREITLING BOUTIQUE
BÖRSENSTRASSE 2-4
FRANKFURT



HERNO

© Carlittere Maggiore

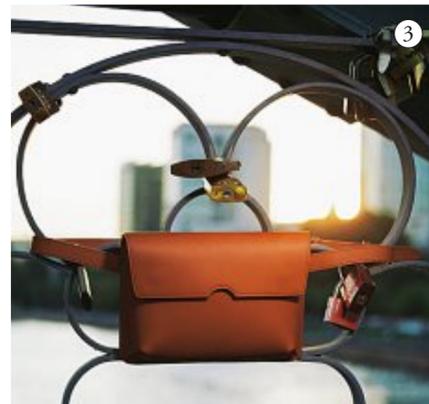
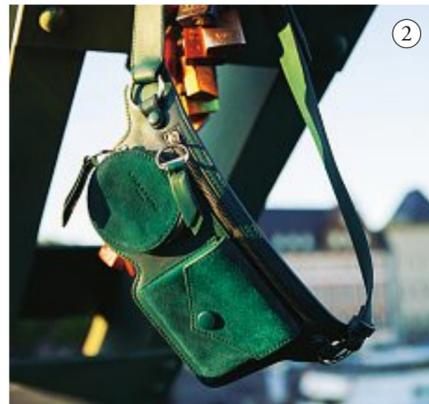
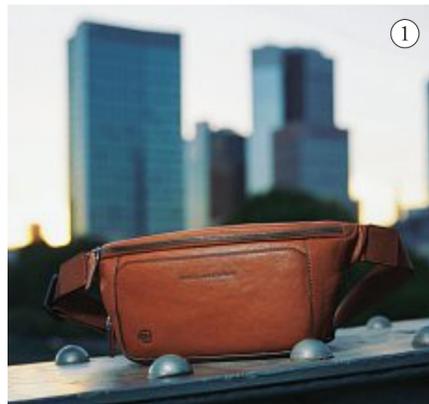


KARL LAGERFELD SCHAUT IN DIE KIRCHE HINEIN

„Es war ja gerade groß auf der ersten Seite der F.A.Z., und auch hier in Paris sind die Zeitungen voll davon“, sagt Karl Lagerfeld. „Trotzdem hat man das Gefühl, dass das erst der Anfang ist.“ Die Diagnose des kirchenfernen Modeschöpfers teilen leider auch Kirchenkenner. Die katholischen Bischöfe zeigten sich erschüttert von der Studie, die bei ihrer Herbst-Vollversammlung vor zwei Wochen in Fulda vorgestellt wurde. Denn die Untersuchung belegt den massiven sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch katholische Kleriker in den vergangenen Jahrzehnten detailliert. Zwischen 1946 und 2014 sollen demnach mindestens 1670 katholische

Kleriker 3677 meist männliche Minderjährige missbraucht haben – und das ist vermutlich nur ein kleiner Ausschnitt der Wahrheit. Die Wissenschaftler benannten problematische Strukturen, die Missbrauchsfälle noch heute begünstigen könnten, wie die ausgeprägte klerikale Macht, die Verpflichtung der Priester zur Ehelosigkeit sowie den Umgang mit dem Thema Sexualität. Karl Lagerfeld sieht den Skandal im großen Zusammenhang: „Keiner weiß, wie der Papst damit fertig werden wird.“ Unser Zeichner geht denn auch gar nicht gnädig mit der Sache um: Sein Kirchenmann guckt nicht nur schräg, sondern ist auch ein feister Unsympath. (kai.)

PRÊT-À-PARLER



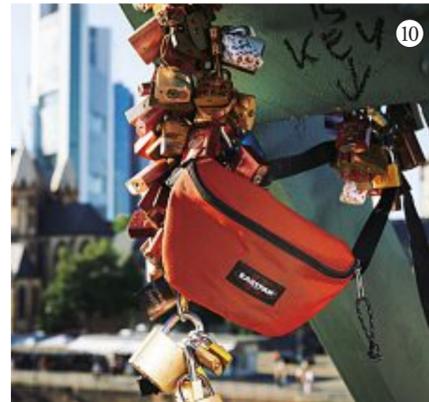
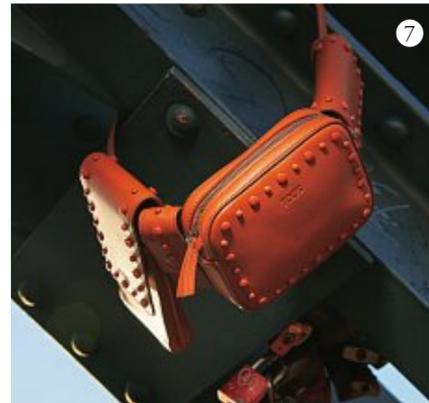
MIT HAKEN ANS HERZ GEKETTET

Die Mode-Überraschung des Jahres 2018 steht schon jetzt fest: Die Bauchtasche ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Es sind nicht mehr nur ein paar Styler, die Modelle wie das von Ellesse (9) zur Vernissage tragen, als ginge es zum Skaten. Nein, seit den neunziger Jahren war unterhalb des Bauchnabels nicht mehr so viel los. Was brauchte man schon? Kleingeld, Handy, Schlüssel. Also reichte eine Bauchtasche von Eastpak (10).

Die Gürteltasche taugt jetzt wieder was. Im Vergleich zu anderen Umhängelösungen ist sie sogar ein Raumwunder. Die Kordeln, an denen nur ein iPhone hängen kann, die sich viele nun so religiös um die Brust schlingen wie bei den Figuren in „The Circle“ die Überwachungsgeräte um den Hals, bieten jedenfalls noch weniger Platz.

Die Gürteltasche hingegen war mal eine Art Garantie dafür, nicht bestohlen zu werden. Als es noch mit echtem Besitz auf Reisen ging, auf den man nicht über eine Cloud zugreifen konnte. In den Modellen von Piquadro (1) und The Bridge (6) könnte man noch ein paar alte Lira-Scheine vermuten. Auch die Taschen von Bottega Veneta (4), Sportmax (5), PB0110 (3) und Lili Radu (8) sind Zitate dieser Zeit, ohne dass ihre Besitzer schwer an Erinnerung zu tragen haben.

Je stärker sich die Bauchtasche durchsetzt, umso mehr tritt die Ironie dieses Retro-Trends in den Hintergrund, umso wichtiger wird die Tatsache, dass man mit einem solchen Teil auf alles vorbereitet ist, also sein Handy jederzeit griffbereit hat. Die Taschen von Tod's (7) und Liebeskind (2) trennen iPhone von Schlüssel von Kleingeld, das erspart das Kramen. In prädigitalen Zeiten griff man zur Tasche, weil man schauen wollte, ob noch alles da war. Ist heute kein Ding mehr, man schaut ja eh immerzu nach – nicht, ob das Handy noch da ist, sondern ob sich was Neues ergeben hat. (jwi.) Fotos Ricardo Wiesinger



VIELE HOCHS AUF 2019!

Das Institut für Meteorologie an der Freien Universität Berlin vergibt seit 1954 Namen für Hoch- und Tiefdruckgebiete, die das Wetter in Mitteleuropa beeinflussen. Die Aufteilung nach Geschlechtern wechselt jährlich: Im Jahr 2019 tragen die Hochs weibliche Vornamen, die Tiefs männliche. Als „Wetterpate“ darf man sich Namen reservieren – ein Hoch kostet 299 Euro, ein Tief 199 Euro (jeweils plus Mehrwertsteuer). Mit dem Erlös aus dem Verkauf der Wetterpatenschaften wird die studentische Wetterbeobachtung an der Station Berlin-Dahlem fortgesetzt. Weil Hochs schönes Wetter mit sich bringen, veröffentlichen wir hier die Namen der ersten paar Dutzend Hochdruckgebiete, mit den Namen ihrer Stifter in Klammern. Es sind mehrere alphabetische Durchgänge. Zu Redaktionsschluss waren im ersten Durchlauf die Anfangsbuchstaben O, Q und X noch nicht vergeben, im zweiten P, Q, W, X und Z, im dritten D, F, G. Weiter reicht die Liste nicht, denn mehr als 60 Hochs wird es wohl beim besten Willen nicht geben. Auf dass aber wenigstens diese Zahl im nächsten Jahr ausgeschöpft wird!

Angela (Angela Wojtkowski)
 Brigida (Brigida Steinle)
 Chloe (Andreas Hoppe)
 Dorit (Dorit Osterland)
 Erika (Erika Habich)
 Frauke (Frauke Leimbach)
 Gabi (Gabriele Gisela Faust-Exarchos)
 Hannelore (Hannelore Weiglein)
 Irmelin (Irmelin Doppler)
 Jana (Jana Bernhard)
 Katharina (Katharina Meifert)
 Leonore (Dr. Leonore Gaßmann)
 Maxine (Andreas Hoppe)
 Neyvi (Neyvi Schulze)
 Pia (Pia Roggo)
 Renate (Renate Habich)
 Sibylle (Sibylle Kasten)
 Tale (Tale Decker)
 Ulla (Ulla Moll)
 Vera (Heide John)
 Winnie (Familie Winarksi)
 Yvonne (Yvonne Ujvary)
 Zella (Zella Brandt)
 Andrea (Andrea Angermann)
 Beatrix (Beatrix Csernai)
 Corina (Corina Bräuer)
 Dubravka (Dubravka Begovic)
 Elektra (Sophie Alexander)
 Friederike (Dr. Elisabeth Friederike Hauschild)
 Gaia (Gaia)
 Hanneke (Hanneke Lambregts)
 Inge (Inge Weber)
 Jennifer (Jennifer Lemke)
 Käthe (Katharina Hansen)
 Lisbeth (Lisa und Tony Linke)
 Majla (Max Funcke)
 Nicola (Nicola Lutsch)
 Oldenburgia (Bürger der Stadt Oldenburg)
 Romy (Romy Seide)
 Sarena (Sarena Rühle)
 Tatjana (Tatjana Richter)
 Urte (Dr. Urte Wais)
 Vanessa (Vanessa Forster)
 Yona (Yona Amthor)
 Annina (Annina Giordano-Roth)
 Brigitte (Brigitte Hilscher)
 Cathy (Cathy Weder)
 Elke (Elke Picard-Maureau)
 Heidi (Heidi Hirsch)



Opalisierte und durchscheinende Stammscheibe eines Ahornbaumes. Miozän, 20 Millionen Jahre alt. Fundort: Silverton (Oregon)

WAS DIE BÄUME VON FRÜHER ERZÄHLEN

Seit drei Jahren schon steht Peter Wohllebens Liebeserklärung „Das geheime Leben der Bäume“ auf den Bestseller-Listen wie eine Eiche im Birkenhain. Der Wald, als Quell der Ruhe und als Sehnsuchtsort, genießt nicht nur die Aufmerksamkeit gestresster Städter. In mehr als vier Jahrzehnten hat der Schweizer Regisseur, Mineralienhändler und leidenschaftliche Paläontologe Hans-Jakob Siber Holz- und Pflanzenfossilien sowie versteinerte Bäume aus aller Welt zusammengetragen. Seine beeindruckende Sammlung erscheint in diesen Tagen als Bildband.

Die Fotos zeigen feine Strukturen, prächtige Farben – Kunstwerke der Natur, die Jahrtausende überdauerten. Andreas Honegger, der ihre Geschichte erzählt, spricht von Baumindividuen. Das älteste lebende Exemplar, eine Kiefer, steht seit 5000 Jahren in den Bergen Kaliforniens. Eine ganze Pappelkolonie überdauert seit 80.000 Jahren im Bundesstaat

Utah. Für einen ehrfurchterweckenden Eindruck von den Baumreisen reicht schon ein Blick auf den ältesten versteinerten Wald: den Kyffhäuser in Thüringen.

Fotograf und Autor berichten vom Erbe der Holzsammler auf Madagaskar, von amerikanischen Aschewäldern und im Zeitraffer von der Menschheitsgeschichte. Wobei Bäume Hunderte Millionen Jahre älter sind als der Homo sapiens. In Zeiten, in denen laut WWF pro Minute eine Fläche von 35 Fußballfeldern abgeholzt wird, ist „das Gedächtnis der Bäume“ auch eine Mahnung – an ihre Bedeutung für das Leben und unsere Verantwortung für den zerstörerischen Umgang mit ihnen. *Natalia Warkentin*

Andreas Honegger & Urs Möckli: Das Gedächtnis der Bäume. Versteinerte Hölzer – Erinnernte Spuren. Sammlung Hans-Jakob Siber. 128 Seiten, 49,95 Euro, Elisabeth Sandmann Verlag.

PRÊT-À-PARLER

MEZCAL IST DER TEQUILA VON MORGEN

„Mezcal muss man langsam trinken“, sagt Nikolas Peters. Im September hat er das „Rabbit“ eröffnet, die erste Mezcal-Bar in Frankfurt. Den Schnaps aus Mexiko schenkt er in einem Tonschälchen aus. Zuerst schmeckt er rauchig, dann salzig, fruchtig, holzig. „Der Rauch ist wie eine Wand, durch die man durch muss“, sagt Peters. Dann habe Mezcal eine Bandbreite, die sich mit der von Whiskey oder Rotwein vergleichen lasse. Der Schnaps wird aus Agaven gewonnen, die je nach Sorte zwischen vier und 30 Jahren reifen. Dann werden sie von den Mezcaleros, den mexikanischen Bauern, geerntet. Sie kochen das Herz der Agave ein paar Tage in einem Erdloch und verarbeiten es dann

weiter. Lange galt Mezcal als das Getränk der Bauern, und nur dem Tequila schenkte man Aufmerksamkeit. Doch mittlerweile entdecken immer mehr Gastronomen den Schnaps für sich und ihre Gäste. Mezcal wird nach wie vor von Bauern und nicht industriell produziert. Von manchen Sorten gibt es deshalb pro Jahr nur 80 Flaschen. Auf den Etiketten ist handschriftlich notiert, wie hoch die Produktion in dem jeweiligen Jahr war. Wer alle Sorten probieren will, sollte sich also beeilen. Aber: Peters hat rund 110 verschiedene Mezcal im Angebot. *Julia Anton*

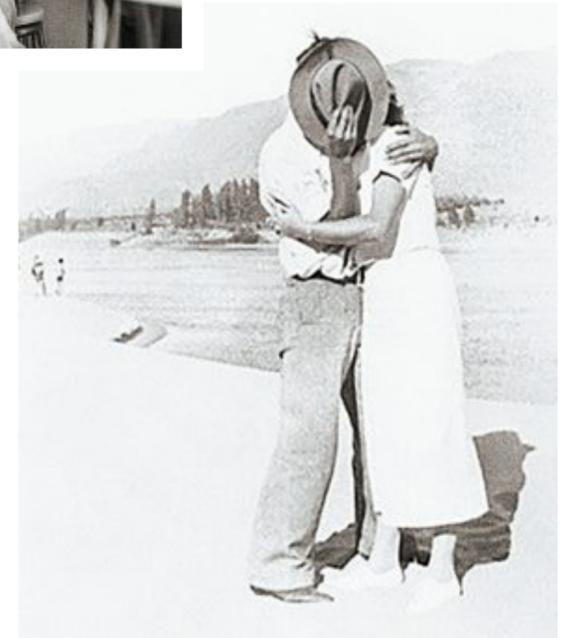
„Rabbit“ Mezcal Bar, Berger Straße 98, Frankfurt



¡Salud! Betreiber Nikolas Peters (rechts) und Barkeeper Kerem Milor schenken mexikanischen Schnaps ein.

MENSCHLICHE VERTRAUTHEIT

www.brunellocucinelli.com



BRUNELLO CUCINELLI



BOSS
HUGO BOSS

eyewear

Henry Cavill
#SharpenYourFocus

boss.com



Auf die Spitze gebracht: Der Fotograf Robert Bösch hält den Schweizer Ueli Steck auf der Aiguille Blanche de Peuterey im Mont-Blanc-Gebiet fest.

ROBERT BÖSCH MACHT SICH EIN BILD VON DEN BERGEN

Was er denn nun ist, fotografierender Bergsteiger oder bergsteigender Fotograf? Robert Bösch kann diese Frage nicht so leicht beantworten. In jungen Jahren war er Bergsteiger aus Leidenschaft, arbeitete neben dem Geographie-Studium als Bergführer und machte seine ersten Versuche als Fotograf. Seit 30 Jahren gehört Bösch zu den besten Bergfotografen der Welt. Für seine Aufnahmen war der Schweizer an den höchsten Bergen unterwegs und stieg durch die schwierigsten Wände. Mit „Mountains“ hat er nun die Essenz seines Schaffens zwischen Kunst und Action vorgelegt. „Es ist ein bisschen wie mein Lebenswerk“, sagt der Fotograf über den Bildband.

Bösch hat sich dafür viel Zeit gelassen. Die Idee für das Projekt, das nicht ein weiteres Buch über verrückte Action sein sollte, sondern „die Stimmung am Berg in ihrer Gesamtheit“ wiedergeben will, schwirrte schon länger in seinem Kopf herum. Vor zehn Jahren trat er deswegen zum ersten Mal in Kontakt mit einem Verlag. Viel von Böschs Bildsprache, die schon in dem famosen Band „Aus den Bündner Bergen“ zu sehen war, findet auch in „Mountains“ ihren Niederschlag. Die Wucht der Landschaft steht

über allem, Vorder-, Mittel- und Hintergrund lösen sich auf. Der Mensch wird so sehr aufgesogen von der Kraft der Berge, dass er auf den Aufnahmen eins wird mit ihr – und es manchmal schwerfällt, die Bergsportler zu erkennen.

Bösch stöberte in seinem Archiv nach Aufnahmen, die seiner Idee von den Bergen entsprachen. Deshalb enthält das Buch auch Bilder, die längst in das universale Gedächtnis der Bergfotografie eingegangen sind. Außerdem bat er viele Bergsteiger, Kletterer und Skifahrer, Gleitschirmflieger, Mountainbiker und Kajakfahrer, ihn auf ihre Touren mitzunehmen. Vielleicht würde sich eine Reportage ergeben, vielleicht ein Bild für das Buch. Nie gab es dafür eine Garantie. Auch so erklärt sich, warum es so lange gedauert hat, bis Bösch seine Idee realisieren konnte. Die Kletterin Barbara Zangerl, der Gleitschirmpilot Chrigel Maurer,

der Mountainbiker Harald Philipp – die Besten machten sich mit Bösch auf den Weg, und viele schrieben einen kurzen Text dazu.

Oft zeigen die Aufnahmen Ueli Steck, den 2017 am Nuptse (7861 Meter) im Himalaja abgestürzten Ausnahmebergsteiger, der für Bösch ein kongenialer Bergpartner und ein enger Freund war. „Erst als ich die Fotos auswählte, fiel mir auf, wie oft Ueli darauf zu sehen ist“, sagt Bösch. Steck auf der Aiguille Blanche de Peuterey, Steck beim Eisklettern im Serac-Abbruch am Jungfraujoch, Steck im Südlichen Eigerjoch. Die Aufnahme dort wurde als Coverbild ausgewählt. Bösch hat dieses Buch seinem Freund auch gewidmet. *Stephanie Geiger*

Robert Bösch: Mountains. 336 Seiten. National Geographic, 98 Euro.

PRÊT-À-PARLER

IM BAHNHOFSVIERTEL ISST MAN SO GUT WIE IN ISRAEL

Um die neue israelische Küche zu genießen, muss man nicht mehr bis nach Israel fliegen – es reicht, ins Frankfurter Bahnhofsviertel zu gehen. Dort steht im „Bar Shuka“ der israelische Spitzenkoch Yossi Elad am Herd und tut, was er am besten kann: den Kochstil seiner Heimat mit neuen Einflüssen kombinieren. Elad betreibt in Jerusalem das „Machneyuda“ und in London das „Palomar“. In Frankfurt hatte er während der Jüdischen Kulturtag vor einem Jahr zusammen mit den Frankfurter Gastronomen-Brüdern James und David Ardinast („Maxie Eisen“, „Stanley Diamond“) ein Pop-up-Restaurant im Bahnhofsviertel veranstaltet. Das lief so gut, dass sie nun zusammen das „Bar Shuka“ eröffnet haben, in den Räumen des ehemaligen „Chez Ima“, direkt neben dem 25-Hours-Hotel.

Für die Innenarchitektur haben sich die Designer Tommy Tritsch von „Morgen Interiors“ und Michael Dreher, der schon das 25 Hours einrichtete, zusammengetan und dem in In-Bars üblichen Industrial-Chic etwas Orient eingehaucht. Eine Theke aus Lochziegeln mit Holzresen zieht sich über mehrere Meter an der offenen Küche entlang. Links davon öffnet sich der Gasträum mit



Sie tragen Yossi Elad auf Händen: James (links) und David Ardinast betreiben mit dem israelischen Koch das „Bar Shuka“.

hellen Holztischen, über denen zu Lampenschirmen umfunktionierte tunesische Körbe hängen. Die Wände sind roh verputzt, die Ziegel scheinen durch. Rechts und links sind zwei Leuchtschriftzüge angebracht, einer zeigt auf Arabisch, der andere auf Hebräisch das Wort „Freund“.

Hinten wird an einer Bar Sake ausgeschenkt, im Restaurant hält man sich hingegen ans israelische Nationalgetränk und mixt Drinks auf Arrak-Basis, einem Anisschnaps. Die Weine kommen aus Israel, dem Libanon und sogar Syrien. Yossi Elad backt und schmort mit seinem Team Israelisches mit Frankfurter Einflüssen, etwa eine eigene Variante der Grünen Soße – die sieben Kräuter sind geblieben, nur mischt er Koriander und Basilikum darunter. Das Ganze wird mit frischem Pita-Brot gedippt.

Fleisch, Fisch und Gemüse stammen von regionalen Zulieferern, die Gewürze bringt Elad aus Israel mit oder findet sie beim Spaziergang durch die Stadt. „Ich habe hier im Bahnhofsviertel schon marokkanische Läden mit den richtigen Gewürzen entdeckt, nur die Mischung ist noch eine andere.“ Aber davon lebt seine Küche ja: Altes mit Neuem anders zu kombinieren. *Maria Wiesner*

JÉRÔME BOATENG ERKLÄRT SEINEN STIL

Herr Boateng, Sie sind bei Roc Nation Sports von Jay-Z unter Vertrag, haben unter JB by Jérôme Boateng Brillenkollektionen entworfen, mit Zalando und dem Magazin „032c“ Ihre Capsule Collection „BOA17“ herausgebracht, und im nächsten Jahr gibt es eine Kollektion mit dem H&M-Ableger Nyden. Kommen Sie überhaupt noch zum Fußballspielen? Für mich steht der Sport immer an erster Stelle, das ist meine Leidenschaft und mein Beruf. Die Mode ist dazugekommen, und Mode und Sport kann man sehr gut verbinden. Es ist wichtig, dass Mode eine Message mitbringt, und in die Kollektion „BOA17“ habe ich persönliche Elemente eingebracht. Das Hemd ist von Kleidungsstücken inspiriert, die ich trage, der Pitbull ist mein Hund Ivory, und „Per aspera ad astra“ ist auch persönlich ein Leitspruch für mich.

Bald erscheint „BOA“, Ihr eigenes Magazin, benannt nach Ihrem Spitznamen auf dem Platz. Was darf man erwarten? Es ist eine Mischung aus Sport, Stil und Themen, die mich grundsätzlich interessieren, zum Beispiel Musik, Reisen und Geschichte. Außerdem Politik: Was in Deutschland gerade passiert, beschäftigt mich sehr.

Was lösen Vorfälle wie zuletzt in Chemnitz oder Köthen in Ihnen aus?

Ich finde, Deutschland hat sich in Fragen der Integration lange in die richtige Richtung bewegt und ist offener und toleranter geworden. Wie man aber gerade sieht, sind wir dabei, einen Schritt zurück zu machen. Die aktuellen Entwicklungen sind extrem erschreckend. Es gibt viele Menschen, die durch die aktuelle Lage verunsichert sind



Jérôme Boateng, 1988 in West-Berlin geboren, steht seit 2011 beim FC Bayern München unter Vertrag. Der Fußball-Weltmeister hat sich auch in der Modewelt einen Namen gemacht.

und anfangen, in Schubladen zu denken. Man muss aufstehen, besser kommunizieren und zusammenhalten, um die Entwicklungen in diesem Land wieder in die richtige Richtung zu lenken.

Welche Verantwortung haben Sie dabei als Sportler, der in der Öffentlichkeit steht?

PRÊT-À-PARLER

DIE SCHOKOLADENSEITE DER SCHOKOLADENINSEL

„Ich mochte Schokolade früher überhaupt nicht“, sagt Claudio Corallo. „Weil sie nicht gut war.“ Er gießt heißes Wasser über Schokoladenplättchen und schlägt das Gemisch mit einem Schneebesen schaumig. Seit den neunziger Jahren stellt er auf São Tomé seine eigene Schokolade her. Gäste, Köche und Foodblogger bezeichnen sie als die beste der Welt. „So weit würde ich nicht gehen“, sagt Corallo. „Ich versuche, die Schokolade so herzustellen, wie man bei uns in Italien das Olivenöl herstellt: Je weniger man mit dem Produkt macht, desto besser das Ergebnis.“

Für die heiße Schokolade hat er soeben 75-prozentige Kakaotafeln aus eigener Herstellung verwendet. Nun dampft sie schaumig in kleinen Tassen. Was Corallo hier in seinem Haus auf São Tomé serviert, ist cremig, ohne dass Milch zugegeben wurde, intensiv, ohne dass Zucker oder Vanille beigemischt sind – und nicht eine Spur bitter, obwohl der Kakaoanteil so hoch ist. „Die Bitterkeit ist immer ein Defekt im Kakao, so wie auch im Kaffee“, sagt Corallo. „Bitter wird es nur bei falscher Verarbeitung. Diesen Defekt verkauft man dann als Qualitätsmerkmal und sagt den Kunden, dass Schokolade bitter sein müsse.“

Es hat lange gedauert, bis er zu dieser Erkenntnis kam, denn eigentlich hatte Corallo mit Schokolade nichts am Hut. Der Florentiner hatte in seiner Heimatstadt tropische Agrarwissenschaften studiert und stieg dann ins Kaffee-geschäft ein. Als Kaffeehändler reiste er nach Bolivien und

nach Zentralafrika, in die frühere Republik Zaire. Damals war er gerade einmal 23 Jahre alt. Dort betrieb er eine eigene Kaffeeplantage. Als seine Kinder jedoch in die Schule gehen sollten, lag die Plantage zu weit entfernt. Ein Umzug nach Kinshasa hätte die Familie mehrere Stunden von der Arbeitsstätte des Vaters getrennt, also suchte er nach einer neuen Heimat, die Wohnort und Plantage verbinden könnte. Er fand sie während eines Urlaubs in Afrikas zweitkleinstem Staat São Tomé und Príncipe, der ein paar hundert Kilometer vor der Küste Gabuns liegt.

Die Insel faszinierte ihn. Das tropische Klima in der Nähe des Äquators ist günstig, die Böden sind ideal für den Anbau. Corallo kaufte zwei Plantagen, eine auf São Tomé, eine weitere auf der Nachbarinsel Príncipe. Sie liegt auf einem Plateau, das die steilen grünen Felshänge überblickt, die zu den weißen Stränden abfallen. In dem Herrenhaus, das noch aus der Zeit der portugiesischen Kolonialherrschaft stammt, übernachtet Corallo, wenn er die Plantage besucht. Angebaut werden nur alte Kakaosorten. „Die sind besser“, sagt er. „Sie bringen zwar weniger Ertrag, aber ihre Qualität ist hervorragend.“ Hybride könnten zwar mehr Bohnen abwerfen, laugten dafür aber die Böden schneller aus und benötigten obendrein Dünger.

Corallo versucht auf den eigenen Kakao-Plantagen umzusetzen, was er über Jahre beim Kaffeeanbau gelernt hat: mit der Natur zu arbeiten, nicht gegen sie. „Eine Plan-

Eine sehr große, weil ich durch öffentliche Auftritte und soziale Medien viele Menschen erreichen kann. Wichtig ist zu zeigen, wie gutes Miteinander funktionieren kann, und ich glaube, dass ich ein gutes Beispiel dafür bin. Die Nationalmannschaft wäre ohne Spieler mit afrikanischem, polnischem oder türkischem Hintergrund nicht das, was sie heute ist. Bei der Weltmeisterschaft 2014 hat man gesehen, dass es sehr gut klappen kann.

Trotzdem wurden durch den Streit um Mesut Özil die Themen Rassismus und Integration wieder kontrovers diskutiert. Ich glaube, in diesem Fall ist die Kommunikation sehr unglücklich gelaufen. Während der WM haben wir das Thema intern besprochen, und der eine oder andere Spieler hat sich auch öffentlich geäußert. Die Stimmung war natürlich beeinträchtigt, und das war für Mesut Özil und Ilkay Gündogan komisch. Man hätte besser mit dem Thema umgehen können, viel offener. Aber im Nachhinein ist man immer schlauer.

Wie wichtig ist der Sport als Mittel zur Integration?

Sport ist gerade für jemanden, der sprachlich nicht so gut ist oder aus einem anderen sozialen oder kulturellen Umfeld kommt, eine tolle Möglichkeit, in einem Team zu sein. Die Erfahrung habe ich selbst gemacht. Für Jugendliche, die nicht genau wissen, wohin sie wollen, vielleicht zu Hause Probleme haben, vielleicht mit der eigenen oder der deutschen Kultur nicht richtig klarkommen, ist das ein guter Weg, auf eine spielerische Art zusammenzukommen. Wichtig ist, Kindern zu zeigen, was sie erreichen können. In München und in Berlin besuche ich Schulen und arbeite mit Kindern. In meiner Heimatstadt Berlin würde ich gerne etwas für Jugendliche aufbauen, wo ihnen mit der Schule und über den Sport geholfen wird, wo sie Zeit verbringen können, damit sie von der Straße ferngehalten werden. Demnächst werde ich mit meinem Vater und meiner Schwester in Ghana schauen, wie man sich dort engagieren kann.

Die Fragen stellte Quynh Tran.

tage sollte ein natürlicher Teil des Waldes sein. Wenn man die Plantage aufgibt, sollte sich der Urwald wieder ausbreiten können und nicht stattdessen eine Wüste herrschen.“

São Tomé hat eine lange Geschichte des Kakaoanbaus. Als die Portugiesen um 1470 die unbewohnte Insel entdeckten und für ihre Krone beanspruchten, hatten sie noch die Hoffnung, hier Zucker in großen Mengen anbauen zu können. In den darauffolgenden Jahrhunderten wechselten die Bewohner zu Kakao. 1913 war São Tomé schließlich der größte Kakaoproduzent der Welt.

Die Portugiesen organisierten den Anbau in Rocas, also Plantagen mit dazugehörigen Wirtschaftsgebäuden. 1975 gab Portugal die Kolonie auf. Die Preise für Kakao sanken. Viele Rocas sind heute verfallen, einige wurden von Investoren in Eco-Hotels im Neo-Kolonialstil umgewandelt. Der Kakao blieb: Noch heute bedecken die Pflanzen ein Drittel der Insel.

Wer hier anbaut, folgt dem Bio-Trend und verzichtet auf Zusatzstoffe und Pestizide. Kakao macht noch immer 80 Prozent der Exporte São Tomés aus. Auch Corallos Kakao ist „bio“. Wichtiger ist ihm aber, dass er den Prozess vom Anbau bis zur Herstellung ständig verbessert. Er ist einer der wenigen Schokoladenhersteller, der seine Bohnen selbst anbaut und verarbeitet.

Auf São Tomé, wo er mit seiner Familie wohnt, hat er ein Labor eingerichtet, in dem er die Bohnen untersucht. Über Jahre verfeinerte er Verarbeitungs- und Rösttechniken. Dabei entstand Schokolade, die auch bei sehr hohem Kakaoanteil nicht am Gaumen klebt und weder zu süß noch zu bitter ist, sondern weich in Konsistenz und Geschmack. Es gibt sogar Tafeln aus 100 Prozent Kakao.

Claudio Corallo hat in der Zwischenzeit eine Tapanage aus Rohkakao, Olivenöl, Kapern und Knoblauch auf kleine Toasts gestrichen. Dazu gibt es einen Schluck Kakao-blüten-Schnaps, der nach Kirschen riecht und den er in einem dicken Schoko-Quader mit Rosinen verfeinert als Praline verkauft. Er nennt sie „Ubric“, angelehnt an das italienische Wort „ubriaco“ für beschwipst. Und, mag er Schokolade mittlerweile? „Nur meine eigene, und am liebsten heiß zum Trinken“, sagt Corallo und löffelt den letzten Schaum aus der weißen Tasse. *Maria Wiesner*



„Die alten Sorten sind besser“: Claudio Corallo züchtet Kakaopflanzen, stellt Schokolade her – und trinkt mittlerweile auch selbst Kakao.



Florio



VIA DELLA SPIGA 48, MILANO, ITALY

Ein Wahnsinns-Mix für Frühjahr und Sommer 2019: Alessandro Michele von Gucci lässt die Modewelt staunen.



DIESE BÜHNE GEHÖRT ALESSANDRO MICHELE

Und dann sang Jane Birkin. Sie stand einfach von ihrem Stuhl auf, im legendären Theater Le Palace an der Rue du Faubourg-Montmartre, und setzte an zu „Baby Alone In Babylone“. Man war eigentlich schon sprachlos, nach diesem Aufgebot an Federn, nach den mit Kristallen besetzten Lendenschürzen, dem Sturm aus Lurex und Glitzer, dem Janis-Joplin-Verschnitt und dem Mickey-Maus-Kopf, den ein Model in der Hand trug.

Die Kollektion der Saison muss Alessandro Michele angestrengt haben. Nach der Schau sagt er im Gespräch, er sei müde. Und wirklich reibt er sich die Augen, damit sie nicht zufallen. Seine wundersame Welt hat der Gucci-Kreativdirektor dieses Mal nicht in Mailand ausgebreitet, sondern in Paris. Der erste Tag des Prêt-à-porter Ende September ist auch ein Showdown: Gucci, zum Kering-Konzern gehörend, gegen Dior, das Teil von LVMH ist.

Designchefin Maria Grazia Chiuri hat bei Dior eine zeitgemäße feministische Revolution ausgerufen. Überall auf der Welt tragen Frauen nun T-Shirts mit den entsprechenden Sprüchen. Politische Mode auf dem Niveau, das ist eine Leistung. Vielleicht hat den Wettkampf dieses Mal trotzdem Alessandro Michele gewonnen. Sein überladener Referenzen-Mix ist überphantastisch. Auf dem Bild von der Bühne steht er in voller Blüte. (jwi.)

WIE KOMMT DIE EMPATHIE IN DIE WELT?

Regelmäßig liest man in den Nachrichten von Gaffern, die nicht weggucken, sondern hemmungslos schlimmste Unfälle filmen, anstatt zu helfen. Es kommt sogar vor, dass jemand auf sein Autodach klettert, um eine optimale Sicht auf die Unglücksstelle zu haben. Andere behindern die Rettungskräfte bei ihrer Arbeit. Seit es technisch möglich ist, alles zu fotografieren oder filmisch festzuhalten und später aufmerksamkeitsheischend ins Netz zu stellen, scheint das Gaffern allein nicht mehr zu reichen. Bei einem Lkw-Unfall auf der A3, über den viele Medien berichteten, waren drei Menschen ums Leben gekommen. Nicht nur der Unfallort, selbst der Abtransport der Toten in Leichenwagen wurde eifrig gefilmt. Das Gaffer-Problem war so groß, dass die Rettungskräfte der Feuerwehr vorbeifahrende Autos mit Wasser bespritzen mussten.

Gefilmt wurde auch der Todeskampf eines Motorradfahrers auf der A8. Dessen Maschine war ins Schlingern geraten und wurde gegen die Leitplanke geschleudert. Während Ersthelfer vergeblich versuchten, den schwer verletzten Mann wiederzubeleben, filmte ein Schaulustiger mit seinem Smartphone das Geschehen. Der Leiter der Günzburger Autobahnpolizei sagte später: „Der Mann, der die Aufnahmen gemacht hat, hätte fragen können, ob die Polizei schon verständigt ist. Er hätte eine Decke besorgen, für den Notarzt Platz schaffen oder Teile des zerstörten Motorrades wegräumen können.“ Der Filmende tat nichts davon. Den Neugierigen, den Schaulustigen, der fasziniert ist vom plötzlichen Einbruch der Katastrophe in seinen öden Alltag, hat es schon immer gegeben. „Aber die Leute waren nicht so sensationsüchtig wie heute, wo man mit dem Smartphone seine Trophäen sammelt.“

Trophäen, die vielleicht sogar Bares in die eigene Kasse spülen. Ein Fahrradfahrer wurde gerade von einem Kleinlaster gerammt? Ein Zug ist entgleist? Es brennt? Smartphone rausholen, fotografieren, filmen, einsenden und auf eine Belohnung hoffen: So lautet das Konzept der Leser-Reporter. Ein Nebenjob, heißt es im Netz, den Sie quasi im Vorübergehen ausüben. Und der der emotionalen Abstumpfung Vorschub leistet.

Inzwischen werden Sanitäter, Notärzte oder Feuerwehrleute nicht selten attackiert. Ein Feuerwehrmann erzählt vom Ausmaß der Widerwärtigkeit. Als er vor 15 Jahren zur Feuerwehr gegangen sei, sei Gewalt kein Thema gewesen. „Es gab zwar auch Pöbeleien, aber das waren dann für

gewöhnlich Stadtstreicher. Darauf konnte man sich einstellen und damit umgehen.“ Heute ist das anders. Heute berichten Helfende immer wieder davon, dass sie beschimpft, bespuckt, angegriffen werden. Heimtückische Übergriffe, für die es keine einfache Erklärung gibt.

In Frankfurt hatte die Besatzung eines Rettungswagens nach dem Einsatz mal einen Zettel an der Windschutzscheibe. Der Verfasser beschwerte sich, dass die Zufahrt zur Tiefgarage blockiert war. In Berlin rastete ein Mann aus, als er zugestiegen war. Als man ihm sagte, dass gerade ein Kind um sein Leben kämpfte, antwortete er: „Mir doch egal, wer hier gerade reanimiert wird.“ Markus Röck von der Frankfurter Feuerwehr sagt, er habe „das Gefühl, dass wir es mit einer gesellschaftlichen Werteverchiebung zu tun haben. Das hat etwas mit Anstand und Erziehung zu tun.“

Die beunruhigende Entwicklung lässt sich auch durch Zahlen belegen. Die Kriminologin Janina Dressler hat mehr als 1600 Rettungskräfte in Berlin, Hamburg, München und Köln befragt. Jeder Dritte wurde im Einsatz schon mal getreten oder geschlagen. In Berlin, Hamburg und Köln sagte jeder Zweite, dass er schon einmal mit einer Waffe bedroht worden sei. Und: Mehr als 90 Prozent wurden bereits beleidigt, bespuckt und beschimpft.

Das alles bedeutet nicht, dass Gaffer oder ignoranten Rüpel unbedingt gefühllos kalte Egoisten ohne jegliches Einfühlungsvermögen sind. Ihre Sensationslust und ihre Rücksichtslosigkeit haben in dem Moment nur jedes Mitgefühl ausgelöscht. Wie weit also reicht unsere Empathie?

Für wen wir in der Regel viel Empathie empfinden, versteht sich von selbst: für Menschen, die uns nahestehen, Eltern, Geschwister, Freunde, Bekannte. Außerdem für Menschen, die uns ähnlich sind, was Alter, sozialer Status, Beruf, ethische Merkmale, kultureller Hintergrund und Religion betrifft. Man kann den Ähnlichkeitsradius immer weiter einschränken, nach „Breaking-Bad“-Fans, leidenschaftlichen Gärtnern, Gottfried-Benn-Enthusiasten, Vega-

nern, Schachspielern und so fort. Wer genügend Ähnlichkeitsmerkmale auf sich vereint, zählt zur sogenannten Eigengruppe, der gegenüber jene Menschen der Fremdgruppe stehen, die wenig mit uns gemeinsam haben. Geflüchtete, Pegidisten, Muslime, Obdachlose, Sinti und Roma, Langzeitarbeitslose, Drogenabhängige und so weiter. Wir sind Spezialisten im Ausgrenzen anderer. Bewusst und unbewusst. Der Mensch dämonisiert Menschen anderer Nationalitäten oder Religionen, erzeuge Ängste und Wut, schreibt der Forscher Frans de Waal. Doch Identifikation sei eine so fundamentale Vorbedingung für Empathie, dass gar Mäuse Schmerzensteckung nur bei Käfiggefährten zeigten. Auf die Frage eines Journalisten, wie er die Gesellschaft ändern würde, antwortete de Waal: „Wenn ich könnte, würde ich die Reichweite des Einfühlungsvermögens vergrößern.“

Allerdings beweisen tragische Ereignisse in fernen Weltwinkeln immer wieder, dass wir unser Mitgefühl urplötzlich völlig Fremden schenken können. Ein Unglück, das die Mechanismen der Aufmerksamkeitsökonomie lehrbuchhaft vorführte, geschah im Juli. In einer thailändischen Höhle saß eine Fußballmannschaft fest: zwölf Jungs und ihr Trainer. Eingeschlossen in der Dunkelheit. Lebendig begraben. Abgeschnitten von ihren Liebsten. Gebannt blickte die Welt auf die Schicksalsgemeinschaft und die medial ausgeschlachtete Rettungsaktion. Die Katastrophe als Event mit perfektem Plot – und Happy End. Gleichzeitig ereigneten sich auf der ganzen Welt Unglücksfälle, die uns nicht in dieser Weise mitfühlen ließen. Da fiel es uns leichter, Mitgefühl zu verweigern. Mitgefühl lässt sich eben gerade nicht verordnen. Auch nicht, indem man das eine Unglück gegen das andere ausspielt.

Aus Melanie Mühl: Mitfühlen. Über eine wichtige Fähigkeit in unruhigen Zeiten, Carl Hanser Verlag, 182 Seiten, 17 Euro. Das Buch ist gerade erschienen.

PRÊT-À-PARLER

FOTO: PR

KETTUNGSVLT_C.-P.-HANSEN-ALLEE 1 MÜNCHEN_MAXIMILIANSSTRASSE 27 HAMBURG_HOHE BLEICHEN 22

SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH +49 (0)89 35892730



41223 GARMENT DYED CRINKLE REPS NY DOWN HOODED JACKET IN A LIGHTWEIGHT NYLON REP WITH AN ULTRA-TIGHT WEAVING CONSTRUCTION. RESIN COATING ON INSIDE MAKES IT WIND RESISTANT AND MILDLY WATER RESISTANT. DUE TO UNEVEN PENETRATION, THE DYE BATH GIVES THE RESIN-TREATED FABRIC A SLIGHTLY CRINKLED APPEARANCE ON THE SURFACE. THE ADDITION OF A SPECIAL AGENT TO THE DYE FORMULA MAKES THE PIECE ANTI-DROP. THE GARMENT IS PADDED WITH THE FINEST FEATHERS, OPTIMIZED FOR GARMENT DYEING. DIAGONAL WINDPROOF POCKETS WITH SNAP FLAP. STRETCH INNER CUFFS. DOUBLE SLIDER ZIP ON NYLON TAPE.

STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM



Ost-Berliner: Ludwig Trepte dreht gerne in Berlin, auch um bei seiner Familie sein zu können. Da kommen ihm Filme zur deutschen Geschichte gerade recht.

Deutsch

STUNDE

Zweiter Weltkrieg, deutsche Teilung, Wiedervereinigung: Ludwig Trepte spielt sich durch die jüngere Geschichte. Dabei überragt er oft alle anderen, auch in seinen Nebenrollen.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Andreas Müller

Er war Viktor Goldstein, ein Jude, der dem Transport ins Vernichtungslager entkam und unter polnischen Partisanen den Krieg überlebte. Er war Axel Hoffmann, ein Oberfeldwebel, der in den letzten Stunden der DDR auf Posten am Grenzübergang Bornholmer Straße stand und sich mit immer mehr ausreisewilligen Bürgern herum-schlagen musste. Und er war Alex Edel, ein Oberleutnant und Sohn eines Generalmajors, der sich mit einem DDR-Spion anfreundete und dann seine pazifistischen und homosexuellen Neigungen entdeckte.

Der Schauspieler Ludwig Trepte war schon einiges, und das nicht nur in „Unsere Mütter, unsere Väter“ (2013), „Bornholmer Straße“ (2014) und „Deutschland 83“ (2015). Er war zum Beispiel auch Philipp Melanchthon im Fernsehfilm „Katharina Luther“ (2017), er war ein preußischer Soldat in dem Mehrteiler „1864 – Liebe und Verrat in Zeiten des Krieges“ (2014), und er war Joško Indig in „Die Kinder der Villa Emma“. Auch dieser Film, 2016 in Österreich produziert, beruht auf einer wahren Begebenheit: der abenteuerlichen Flucht jüdischer Kinder im Jahr 1943 aus einer alten Villa in Italien in die neutrale Schweiz und schließlich weiter nach Palästina.

Ludwig Trepte ist an diesem sonnigen Tag mit der U2 gekommen. Von Pankow ist es für ihn nicht weit nach Berlin-Mitte. Treffpunkt ist das „Sauers Café“ gegenüber der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz. In diesem Jahr hat er Frank Castorfs „Faust“ beim Theatertreffen gesehen. „Vor der Leistung der Schauspieler habe ich einen Heidenrespekt.“ Theater, sagt Trepte, sei nie wirklich ein Thema für ihn gewesen. „Dafür muss man spielen können.“ Ludwig Trepte mangelt es gewiss nicht an Selbstvertrauen. Und er kann auch spielen. Doch er fühlt sich nun mal viel wohler vor einer Filmkamera als auf der Theaterbühne.

Zudem liebt er es, in die jüngere deutsche Geschichte einzutauchen: Zweiter Weltkrieg, deutsche Teilung, DDR und BRD, Mauerbau, Wiedervereinigung.

Meist spielt der knapp 1,70 Meter große Schauspieler nicht die Hauptrolle. Oder, wie er es ausdrückt: „Ich taue nicht zum Prinzen.“ Seine Nebenfiguren haben allerdings fast immer eine tragende Bedeutung, die oft auch die anderen überragt.

In der achteiligen Fernsehserie „1864 – Liebe und Verrat in Zeiten des Krieges“, der bislang teuersten dänischen Fernsehproduktion, spielt Trepte den preußischen Soldaten Heinz. Er ist eigentlich nur eine wiederkehrende Randfigur, einer von vielen im Fußvolk. Und doch steht er für den Deutschen an sich. Heinz ist unter den vielen Soldaten der einzige, der einen Namen trägt. Schon allein deswegen sticht er aus der Masse der Preußen heraus. Das muss er, weil er eine der Hauptfiguren, den Dänen Laust Jensen, am Ende in der entscheidenden Schlacht erschießt, kurz bevor sich dieser mit seinem Bruder Peter versöhnen kann. Auf den Düppeler Schanzen wurden damals, am 18. April 1864, Hunderte Dänen von den Preußen getötet. Es war ein sinnloses Sterben in einem sinnlosen Krieg, der Kaiser Wilhelm I. allerdings die Provinzen Schleswig und Holstein einbrachte und der als der erste von insgesamt drei Deutschen Einigungskriegen in die Geschichtsbücher einging.

In „Unsere Mütter, unsere Väter“, dem mit vielen Preisen bis hin zu einem Emmy überhäuftem Dreiteiler, gehört Trepte zu den fünf Hauptdarstellern. Die fünf Freunde müssen im Sommer 1941 Abschied voneinander nehmen. Wilhelm und Friedhelm gehen als Soldaten an die Ostfront, Charlotte wird ihnen später freiwillig als Krankenschwester folgen. Alle drei werden im Laufe des Krieges zu



„Deutschland 86“: Trepte (links) als Oberleutnant Alex Edel



„Unsere Mütter, unsere Väter“: Trepte (links) als Viktor Goldstein

Deutsch STUNDE

Treffpunkt „Sauers Café“: Von Pankow, wo Ludwig Trepte mit seiner Familie wohnt, ist es nicht weit nach Mitte.



Tättern, und auch die vierte im Bunde, Greta, lässt sich auf unheilvolle Weise mit den Nationalsozialisten ein, auch wenn sie anfangs nur ihren Freund Viktor retten will. Dem eher unscheinbaren Viktor Goldstein hingegen gehört die Sympathie des Zuschauers, spätestens wenn er nach dem Krieg auf genau jenen Gestapo-Mann im neuen Amt und mit neuen Würden trifft, der ihn ins Vernichtungslager bringen wollte und der Greta noch kurz vor Kriegsende hinrichten ließ.

„Ich wähle meine Rollen nicht nach dem Geschichtsbuch aus“, sagt Ludwig Trepte. Ihn interessieren vielmehr Figuren, „die aus dem Lot geraten sind“. Er will Wahrfähigkeit – oder zumindest das, was ihr am nächsten kommt, wie er sagt. „Mein Spiel muss so realistisch sein, dass der Zuschauer den Trepte dahinter vergisst.“

Doch wie bekommt man das hin, ohne dass es gespielt wirkt? Trepte, der keine klassische Schauspielausbildung durchlaufen hat, nähert sich seinen Figuren an. Für ihn sind sie anfangs „Skelette“, aus denen er Personen erschafft, denen er Leben einhaucht.

Für Alex Edel, den Oberleutnant, den er in dem Mehrteiler „Deutschland 83“ spielte und den er auch wieder in „Deutschland 86“ spielt (vom 19. Oktober an auf Amazon Prime zu sehen), ging er in ein Bootcamp. Zur „kleinen Armeeausbildung“ gehörte es, Waffen zu halten, nachzuladen und durch den Schlamm zu robben, erzählt er. Zudem habe es am Set Militärberater von der Bundeswehr und der Nato gegeben, die den ungedienten Darstellern das Soldatentum auch theoretisch näherbrachten.

Zu Viktor Goldstein wurde er unter anderem im Konzentrationslager Sachsenhausen, wo er Teile des Drehbuchs von „Unsere Mütter, unsere Väter“ las. „Ich wollte mir vorstellen können, wie das damals war, in der Enge einer Baracke zu leben.“ Im Nachhinein betrachtet sei es aber eine respektlose Erwartung gewesen, „nur annähernd zu glauben, dass ich über einen solchen Weg erfahren kann, welch schmerzvolles Leid die Menschen dort durchgemacht haben müssen“. Oft, sagt Trepte, kämen die Personen, die er spiele, seinem Persönlichkeitsprofil am nächsten. In Viktor Goldstein zum Beispiel habe er sich gut hineinversetzen können, weil der sich nach einem besseren Leben sehnte und auf seinem Weg einige falsche Entscheidungen traf. Damit aus einer Rolle wie dem Viktor Goldstein, die ihm alles abverlangt, wieder Ludwig Trepte wird, auch dafür hat der Schauspieler einen einfachen Trick: „Es hilft schon, sein Kostüm auszuziehen. Doch ich male oft auch einen Kreidestrich auf den Boden, über den ich dann symbolhaft steige.“

Auch im Mehrteiler „Tannbach – Schicksal eines Dorfes“ kommt Trepte eine herausfordernde Nebenrolle zu. Er spielt den jüdischen Ziehsohn von Liesbeth Erler, die ihn im Krieg als ihr eigenes Kind ausgab und so rettete, während seine Eltern im Konzentrationslager Auschwitz ermordet wurden. Alle mögen Lothar Erler in dem kleinen Ort, der bald in Ost und West geteilt wird und ein reales Vorbild hat: das Dorf Mödlareuth an der bayerisch-thüringischen Grenze. An diesem Eisernen Vorhang wird ausgerechnet Lothar Erler beim illegalen Grenzübertritt

erschossen. Sein Bruder Friedrich, der leibliche Sohn von Liesbeth Erler, bleibt auch danach ein überzeugter Sozialist.

Gespielt wird Friedrich Erler von Jonas Nay, der auch in „Deutschland 83“ und „Deutschland 86“ an der Seite von Ludwig Trepte zu sehen ist: in der Rolle des als Oberleutnant Moritz Stamm in die Bundeswehr eingeschleusten DDR-Spions. Von Haus aus ist Jonas Nay, 1990 in Lübeck geboren, ein „Wessi“, Ludwig Trepte ein „Ossi“, genauer: ein Ost-Berliner. „Das ist für mich ein schwer behaftetes Wort. Dabei sind wir Ost-Berliner sehr weltoffen.“ Trepte war gerade noch ein Bürger der DDR. Oder, wie es sein Filmpartner Alexander Beyer, er spielt Tobias Tischbier in „Deutschland 83 und 86“, formuliert: „Der Trepte ist im Osten gekrabbelt, im Westen gestanden.“

Er wurde am 17. Mai 1988 geboren, hat also keine Erinnerung an den vermeintlichen Arbeiter-und-Bauern-Staat, nicht an den Mauerfall, nicht an die Wiedervereinigung. Die Auswirkungen aber hat er erlebt. Treptes Vater war ein Rockstar in der DDR, Sänger und Komponist unter anderem der Band Reform, die „neue Töne“ in die Rockmusik bringen wollte, sich offiziell aber nach dem Magdeburger Stadtteil Reform benannt hatte.

„Mit dem Fall der Mauer ging auch seine Karriere zu Bruch“, sagt Ludwig Trepte. Das sei nicht leicht für die Familie gewesen. Stephan Trepte versuchte sich erst als Kneipier, hatte später Musical-Engagements, etwa in der „Rocky Horror Show“, spielte in mehreren Bands und ging



„Tanken – mehr als super“: Trepte als Tankwart Daniel



„Die Kinder der Villa Emma“: Trepte als Zionist Josko Indig

mit ihnen auch auf Tour. Den Status aber, den er in der DDR hatte, und den guten Verdienst, hatte er im wiedervereinigten Deutschland verloren. „Wenn es die DDR noch gäbe, wäre ich heute wohl auch Rockstar“, sagt Ludwig Trepte und lacht. Ein wenig Gitarre und Klavier kann er zumindest spielen.

So aber wurde er gleich zu Beginn des neuen Jahrtausends Schauspieler. „Eine Nachbarin drehte Filme, und da meinte meine Mutter, das wäre doch auch etwas für mich.“ Ganz so einfach war es aber nicht. Es dauerte ein paar Castings, bis der Regisseur Arend Agrthe den Zwölfjährigen für seinen „Tatort: Bienzle und der heimliche Zeuge“ besetzte. Es war seine erste nicht unbedeutende Nebenrolle. Der kleine Trepte ist als Chorknabe der heimliche Zeuge eines Mordes und dementsprechend bis zum Schluss des Krimis in höchster Gefahr.

Ludwig Trepte lacht noch heute über den „mütterlichen Instinkt“, der in ihm den Schauspieler erkannte. Für ihn war das Ganze schon damals vor allem ein großer Spaß. „Wir waren als Kinder sehr privilegiert am Set“, erzählt er. „Wir gingen ständig essen, hatten zwar keine Ferien, aber dafür einen eigenen Nachhilfelehrer.“

Im Jahr 2006 spielt er dann seine erste Kino-Hauptrolle in „Kombat Sechzehn“, den Anführer einer Nazi-Clique. Noch im selben Jahr wird er für seine zweite Hauptrolle im Film „Keller – Teenage Wasteland“, der von zwei Sechzehnjährigen handelt, die aus Langeweile eine Supermarktkassiererin entführen, auf dem „Filmfestival Max-Ophüls-Preis“ zusammen mit dem zweiten Hauptdarsteller Sergej Moya als bester Nachwuchsdarsteller ausgezeichnet.

Inzwischen hat er jede Menge Preise bekommen, von der Goldenen Kamera als bester Nachwuchsschauspieler im Jahr 2008 über zwei Adolf-Grimme-Preise (2008 und 2009) bis hin zum Deutschen Fernsehpreis im Jahr 2013. „Ich habe einen guten Lauf“, sagt Trepte. Er weiß, dass Auszeichnungen gut fürs Renommee sind.

Und doch hat er nicht nur anspruchsvolle Filme gedreht, sondern war zuletzt auch im „Bergdoktor“ oder in einer Folge der RTL-Serie „Alarm für Cobra 11 – Die Autobahnpolizei“ zu sehen. „Ich mache den Job ja auch, um Kohle zu verdienen“, sagt er. „Schauspielerei ist nicht nur Leidenschaft und Passion, sondern auch ein Beruf.“ Bei „Cobra 11“ gab's für ihn zudem ein Wiedersehen mit Regisseur Alexander Dierbach, der auch „Tannbach – Schicksal eines Dorfes“ gedreht hatte.

Wonach er seine Filme aussucht? „Ich drehe gerne in Berlin, um abends wieder bei der Familie zu sein.“ Da kommen ihm Filme zur deutschen Geschichte gerade recht. Trepte und seine Frau Deborah haben eine siebenjährige Tochter und erwarten gerade ihr zweites Kind. „Mathilda hat mich sehr geerdet“, sagt er. „Ich bin vor allem geduldiger geworden. Morgens mit ihr 20 Minuten vor dem Kleiderschrank zu stehen, weil sie nicht weiß, was sie anziehen soll, das muss man erst mal aushalten lernen.“ Überhaupt glaubt er, dass ihm nun, mit 30, eine Zäsur bevorsteht. „Die Zeit, in der ich rebellierende Schüler spielen konnte, ist wohl endgültig vorbei.“

WWW.MARC-O-POLO.COM

Marc O'Polo

Max: Hose von Cheap Monday, Hemd von Carhartt; Jasna: Sweater von Lala Berlin, Jeans von Levi's, Sneaker von Adidas; Eugen: Hose von Wrangler, Bomberjacke von Alpha Industries, Schuhe von Converse; Emilio: Hose von Goetze, Jacke von Levi's, Hemd von Wrangler



Eugen: Bomberjacke von Scotch & Soda, Jeans von Levi's; Jasna: Jeans von Levi's; Emilio: Hose von Goetze, Hemd von Wrangler

THE OUTSIDERS

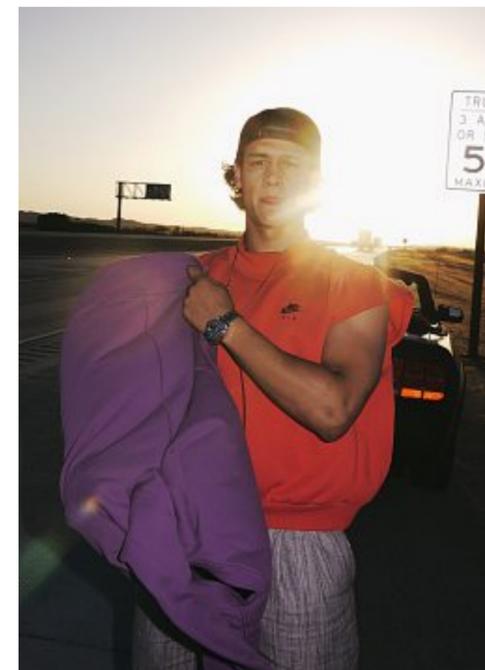


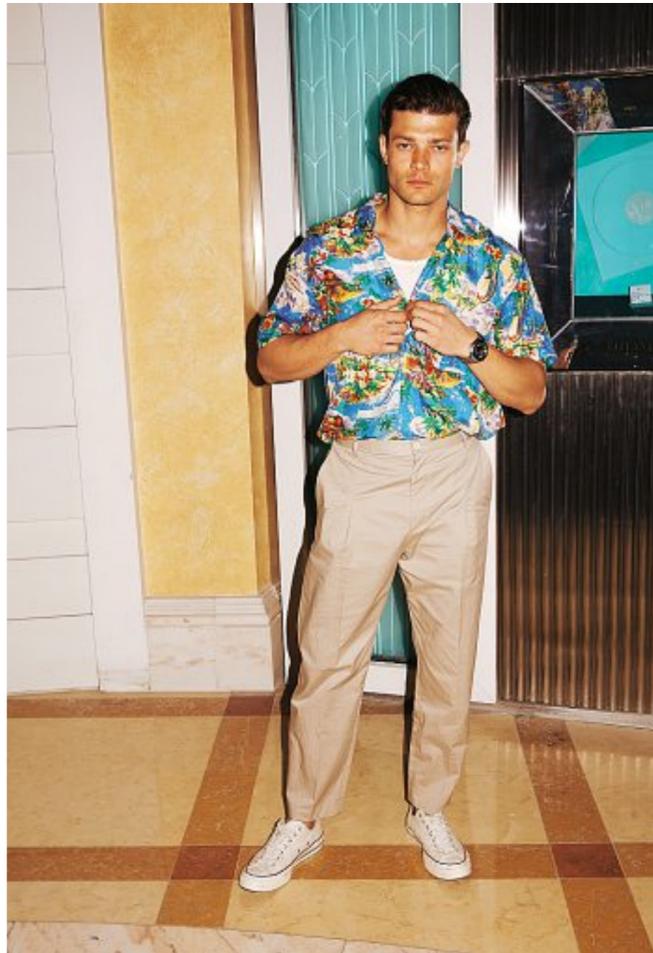
Vier Schauspieler aus Berlin sind unterwegs von Los Angeles nach Las Vegas. Ein Roadtrip durchs Nirgendwo.

Fotos Lottermann and Fuentes

Emilio: roter Sweater von Nike, lilafarbener Sweater von Farah, Hose von Goetze

Max: Jacke von Lottermann and Fuentes, Jeans von Wrangler





Eugen: Anzughose von Hugo, Hemd Hawaii Vintage



Max: Jeans von Wrangler, Hemd von Carhartt



Emilio: Anzug von Hugo, Schuhe von Converse



Emilio und Eugen: Anzüge von Hugo

THE OUTSIDERS

Jasna: Sweater von Lala Berlin, Jeans von Levi's



Eugen: Hemd von Ben Sherman

THE OUTSIDERS



Emilio: Hose von Goetze, T-Shirt von Levi's, Schuhe von Converse; Max: Hose von Wrangler, T-Shirt Vintage L.A.

Max: schwarze Hose von Cheap Monday, Hemd von Carhartt; Eugen: Hose von Wrangler, Bomberjacke von Alpha Industries, Schuhe von Converse





Emilio: Hose von Goetze, Hemd von Paige; Eugen: Hemd von Ben Sherman, Hose von Wrangler; Max: Hose von Cheap Monday, Hemd von Carhartt



Max: Bomberjacke von J.W. Anderson, Sneaker von Vans; Jasna: Jeans-Shorts von Levi's, Sneaker von Adidas, T-Shirt von Lala Berlin, Jacke von H&M, Sonnenbrille von Mykita x Saskia Diez; Emilio: Sweater von Nike, Jogginghose Vintage, Brille von Gucci

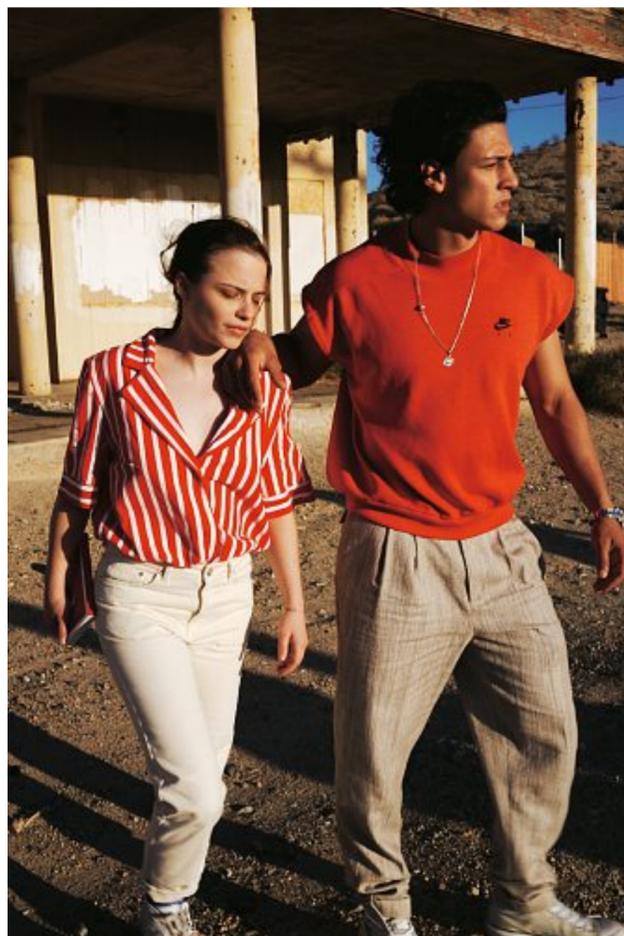
THE OUTSIDERS



Eugen: Hemd von Ben Sherman, Hose von Wrangler



Jasna: Kleid von Zara, Bomberjacke von Lala Berlin



Jasna: Hemd von Zara, Jeans von Wood Wood; Emilio: Sweater von Nike, Hose von Goetze

THE OUTSIDERS



HACKETT.COM


HACKETT
LONDON

MÜNCHEN • HAMBURG • FRANKFURT • DÜSSELDORF • SYLT • LEIPZIG • ZÜRICH • WIEN

Max: Hemd von Carhartt, Hose von Wrangler; Eugen: Anzug von Hugo



Jasna: Kleid von Zara



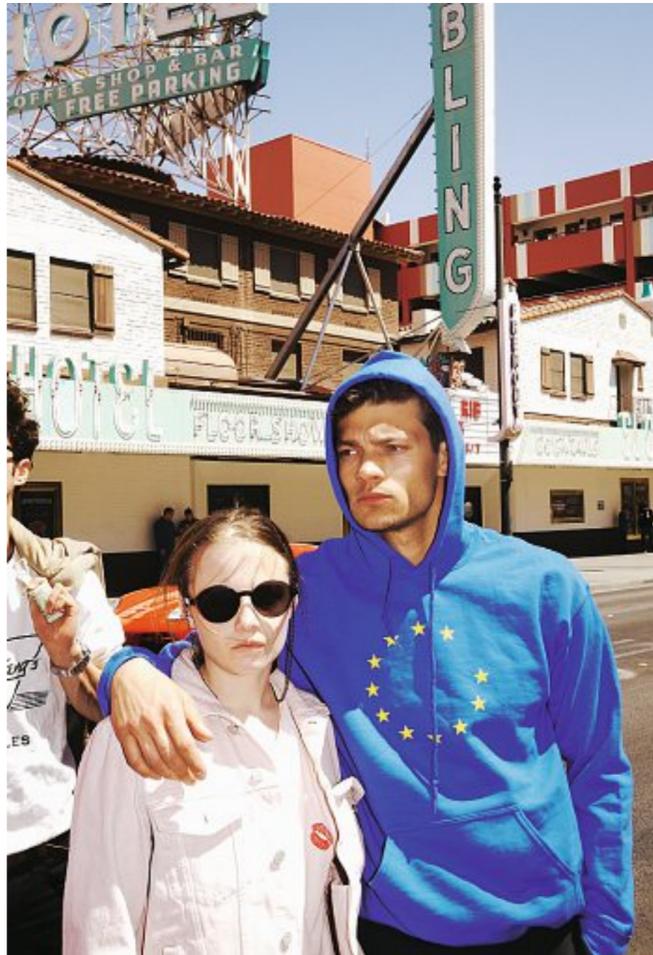
THE OUTSIDERS



Emilio: Hemd von Paige

Max, Emilio, Eugen: Anzüge von Hugo

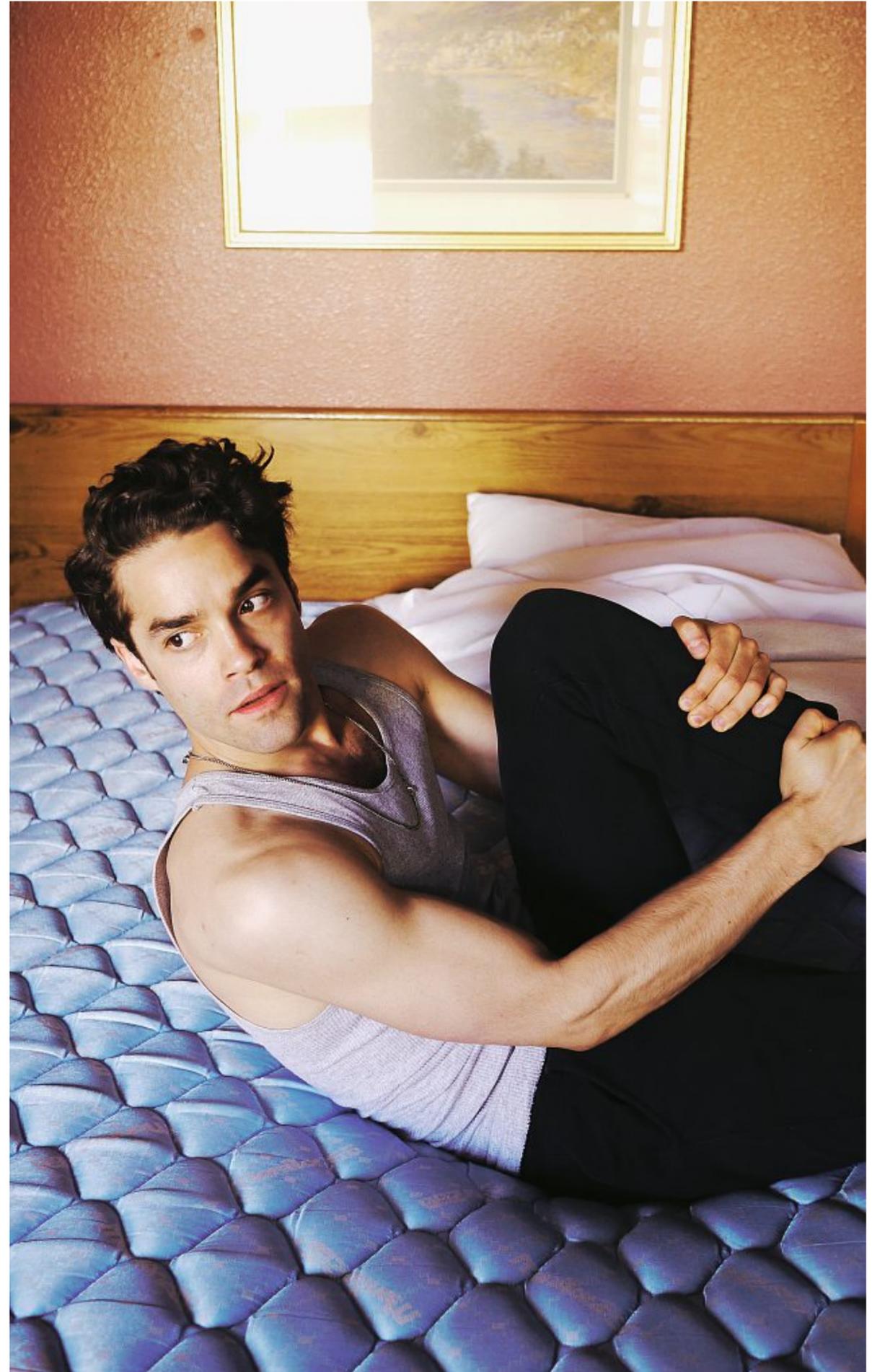




Jasna: Jacke von Levi's



Eugen: Sweatshirt von Lottermann and Fuentes



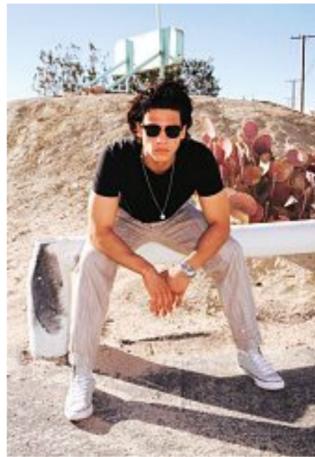
Max: Tanktop von Uniqlo, Hose von Tiger of Sweden



Jasna: Sweatshirt von Lottermann and Fuentes

THE OUTSIDERS

Fotografinnen: Lottermann and Fuentes
 Styling: Julia Freitag @ styleproofed
 Models: Eugen Bauder, Jasna Fritzi Bauer, Max Befort, Emilio Sakraya
 Styling-Assistenz: Marie Munz, Leonie Wessel
 Text: Nada Lottermann und Vanessa Fuentes

**EMILIO SAKRAYA**

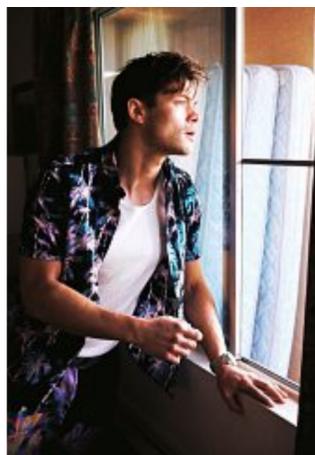
Emilio haben wir auf der Straße kennengelernt, als wir Fotos von Kida Ramadan machten. Er fuhr mit dem Auto vorbei, und Kida sagte nur: „Das ist Emilio, der ist cool, macht mal ein Foto von dem.“ Für unsere Geschichte haben wir ihn sofort als eine Art Ralph Macchio gesehen – und waren froh, als er Lust hatte mitzukommen.

**MAX BEFORT**

Max ist ein lustiger Kerl, den man schnell ins Herz schließt. Für uns war das besonders leicht, weil wir einen witzigen Abend auf einer Bambi-Party mit ihm verbracht haben. Er ist eigens aus London gekommen. Zufälligerweise musste er auch noch zu einem Vorsprechen. Da haben wir natürlich alle mitgefiebert.

**JASNA FRITZI BAUER**

Wir wissen, dass das hier ein Heft über Männer ist. Aber Jasna stand für uns von Anfang an als einzige Frau fest für unsere Story. Sie kann einen unserer Outsider-Jungs spielen, ohne dabei verkleidet zu wirken. Außerdem wollten wir sie einfach immer dabei haben. Jasna forever!

**EUGEN BAUDER**

Wir haben Eugen im Frühjahr kurz mit seiner Freundin Luise Befort in Los Angeles getroffen. Nach einem echten Quatsch-Foto in der „Rainbow Bar“ haben wir sofort bemerkt, wie gut er zu fotografieren ist. Da auch er ein Fan von Los Angeles ist, war er sofort dabei, als wir vorschlugen, nach Kalifornien zu fliegen.

THE OUTSIDERS

Als wir unser Shooting in Los Angeles und Las Vegas vorbereiteten, war schnell klar, dass Francis Ford Coppolas Klassiker „The Outsiders“ nach dem Roman von Susan Eloise Hinton unsere Inspiration sein sollte. Gutes Styling, schöne Story: oldschool, so wie wir es am liebsten haben.

„The Outsiders“: So fühlt sich unsere kleine Reisegruppe schon auf dem Hinflug an. Ziel Los Angeles. Im Flugzeug schauen wir Filme, erobern die Sitzreihen für uns, sind laut und lachen viel. Schnell stellen wir fest: Wir sind eine Familie.

Bei der Einreise in die Vereinigten Staaten durch die *immigration* zu kommen: Das schweiß gleich noch mehr zusammen. Endlich da. Das Haus, das wir gemietet haben, ist perfekt für unsere Story, als wären wir hier schon immer gewesen. Jeder übernimmt eine Rolle, und wir fangen gleich an zu fotografieren. Viele Stimmen, ständiges Warten auf ein freies Bad: Familie eben.

Emilio singt, wir kochen mit Eugen, Max besorgt die Drinks, und Jasna spielt einfach einen coolen Jungen, was ihr nicht schwer fällt. Wie im echten Leben der „Outsiders“ hängen wir auf der Veranda ab und erzählen uns lustige Geschichten.

Den Film kennen unsere Schauspieler übrigens nicht, weil sie alle zu jung sind für Filmhits aus den Achtzigern. Auch egal, wir wollen ja kein Remake machen.

Nach ein paar Tagen verlassen wir unser schönes Haus und fahren auf der Route 66 Richtung Las Vegas. Das Roadtrip-Abenteuer beginnt. Wir essen ständig Burger, Pancakes und all das andere Zeug, was es da so gibt. Gesund ist anders. Auch das ist uns egal, wir haben viel Spaß – und Hauptsache, es ist alles authentisch.

Die Route 66 bietet immer wieder tolle Locations. Am liebsten würden wir einen Film drehen, einen richtigen Drei-Stunden-Hollywood-Film.

Morgens scheint die kalifornische Sonne ins Motel. Die hellblaue gesteppte Matratze kontrastiert mit der flamingofarbene Wand. Unsere Schauspieler sehen vor der Kamera perfekt aus und machen alles mit. Und denken sich was aus: schieben den Stuhl zur Seite, ziehen sich schnell was anderes an, überlegen sich eine Handlung, einen Charakter. Wir können gar nicht aufhören zu fotografieren.

Das Tolle an unseren Jungs, und da ist Jasna natürlich mitgemeint: Sie sind so, wie sie sind. Jasna zum Beispiel sieht manchmal aus wie ein Kind, vor allem,

wenn sie schläft. Fast mütterlich hektische Angst aber hat sie davor, dass wir uns im Diner danebenbenennen. Mitten auf einem Parkplatz, als die Sonne untergeht, singt sie dann so sanft und melancholisch, dass einem die Tränen kommen. Und in Las Vegas auf einer Pool-Party tanzt sie im Bikini, als ob sie nie etwas anderes in ihrem Leben gemacht hätte.

Emilio dagegen kann so cool sein wie in „4 Blocks“. Wie er am Spieltisch im Casino sitzt! (Nachdem er noch drei Stunden zuvor groß angekündigt hatte: „Ich spiele nicht!“) Er lässt sich mit einer kleinen Handbewegung immer wieder Karten geben, die Kippe im Mundwinkel, keine Mimik im Gesicht, wenn er den nächsten Chip hinlegt. Komplett abgetaucht.

Oder wie er sich eine Gitarre schnappt und mit Nada ein perfektes Liedermacher-Duo abgibt, natürlich immer mit sehr ernstem Gesicht. Und dann lacht er so, wie man nur lachen kann, wenn man ein großes Herz hat.

Vor der Kamera ist dann alles da. Deswegen lieben wir es, Charaktere zu fotografieren. Da gibt es immer noch eine andere Seite, noch ein anderes Gesicht und eine weitere spannende Geschichte. Eugen ist bei allem dabei mit einer lässigen und respektvollen Art, er versteht uns alle und sieht immer gut aus. In L.A. kennt er sich perfekt aus, auch in Las Vegas war er schon öfters, aber das sagt er erst danach und auch nur leise. Wir nennen ihn den gut erzogenen Sohn. Das ist nicht böse gemeint, es ist einfach so.

Location-Besichtigung, Fitting, Betten machen, Essen kaufen, Rolle einstudieren, Geschirr wegräumen, Musikkabel finden, Requisiten besorgen, auf die Mauer springen und ein Kämpfchen hinlegen: Er spielt seine Rollen ohne übertriebene Mimik, was wir einfach toll finden.

Wir würden immer wieder mit diesen Vier wegfahren, egal wohin. Max würde uns in seinem Cabrio mitnehmen bis ans Ende der Welt, immer *on the run*, niemals müde, immer eine Rolle und der perfekte Akzent dazu.

Keiner unserer Freunde glaubt, dass wir auf einem solchen Shooting arbeiten. Nein, wir waren nicht im Urlaub, auch wenn es sich so angefühlt hat!

Jasna, Max, Eugen, Emilio: Wir lieben euch! Die nächste Story ist schon in Planung. Wir sehen uns!

Lottermann and Fuentes

 PIQUADRO



Piquadro MyStartup
Funding Program
unterstützt
innovative Ideen.
piquadro.com/it/mystartup

Achtung, Handy

Am Humor? Am Gehalt? Am Auto? Wie erkenne ich den richtigen Mann? Eigentlich nur an seinem besten Stück: dem Smartphone. *Von Johanna Dürrholz*

Wer erinnert sich noch an die guten alten Zeiten? Da wurden in der U-Bahn – und nicht nur in der Linie 1 in Berlin – verstoßene Blicke ausgetauscht. Gelegentlich lächelte man sich sogar schüchtern über den Zeitungsrand hinweg an. Sogar das Flirten in der Bahn blieb nicht auf der Strecke.

Wer sich daran noch düster erinnert, der muss heute einer tristen Wahrheit ins Auge blicken. Vorbei sind die Momente schüchterner Aufgeregtheit, wenn sich der Mann, der das gute Buch studierte, plötzlich noch mehr für sein Gegenüber interessierte. Vorbei ist es mit der Liebe auf den ersten Blick vor der romantischen Kulisse von BVG, MVG oder KVB. Vorbei ist es aber auch mit den Männern, die einsam ihre Zeitung durchblättern oder sinnierend aus dem Fenster schauen.

Traurige Männer, die allein in der Bahn unterwegs sind, machen nur noch eines: Sie schauen auf ihr Handy. Was im ersten Moment jeder Single-Frau als Romantik- und Flirtkiller erscheint, kann in Wahrheit der Schlüssel sein zu ungeahnten Flirttechniken – und womöglich nebenbei viel Kummer ersparen.

Denn mit dem richtigen Know-how weiß eine kluge Frau sofort, ob der Mann mit dem Smartphone neben ihr überhaupt für sie infrage kommt. Kleine Hinweise wie das Hintergrundbild des Bildschirms, das eindeutig die Mutter des Dann-wohl-nicht-mehr-Zukünftigen zeigt, eine aufklappbare Glitzer-Handyhülle oder ein dezent eingeritztes Hakenkreuz können bei richtiger Interpretation viel Leid ersparen. Hier die wichtigsten Dinge, die es zu beachten gilt.

1. Apps Welche Apps befinden sich auf dem Home-Bildschirm eines Manns? Dieses Detail kann sehr viel über seinen Charakter aussagen. Obacht etwa vor zu viel Selbstdarstellungs-Gedöns: An Instagram reihen sich Bildbearbeitungsprogramme, Boomerang und Filter-Apps? Umsetzen, wer nicht als Insta-Girlfriend enden will! Auch schwierig: Porno-Apps, wenn nicht zufällig gewisse Vorlieben vorhanden sind. So sehr sie auch für ein ungezwungenes Verhältnis zum eigenen Körper und zur eigenen Sexualität stehen können, symbolisiert ein Bildschirm mit den Apps „Sexspiel 2015“ oder „Feucht-oase 2“ vor allem eines: fehlende soziale Kontrolle. Der Pornokönig ist also unter Umständen ein merkwürdiger Einzelgänger. Ungefährlich sind Nachrichten-Apps, zum Beispiel die der F.A.Z.

2. Spotify Apple Music und Co.: Aaaaah, Musik. Sie sagt so viel aus über die Menschen, die sie machen, und fast genauso viel über die, die sie hören. Auch hier erspart ein kurzer Blick auf das Smartphone des supercoolen Typen nebenan, der mit seinen schnurlosen Bluetooth-Kopfhörern verwegen aussieht und schwermütig vor sich hin und auf sein Smartphone schaut, möglicherweise eine Enttäuschung. Vorbei sind nämlich auch die Zeiten, an denen nach zwei oder drei Dates der Moment der Wahrheit gekommen ist, und die Romanze oft schmerzhaft, aber nachhaltig beendet ist, wenn frau die Plattensammlung des coolen Typen erblickt. Abba? Reinhard Mey? Womöglich ein Jürgen-von-der-Lippe-Hörbuch? Was einen früher in Krisen stürzte, ist nun mit einem kurzen Seitenblick geklärt. Hört der coole Typ in Wahrheit David Guetta, dürfen wir getrost aus der Bahn aussteigen.

3. Handyhüllen Wer eine Handyhülle zum Aufklappen besitzt, hat wahrscheinlich auch einen Bausparvertrag. Wissenschaftliche Beweise fehlen zwar für diese These. Aber wer jemanden sucht, der nicht auf Risiko geht, eine sichere Bank ist und außerdem über 50 – der sollte sich einen Mann mit eben dieser aufzuklappenden Hülle suchen. Sie sind schon von Ferne leicht zu erkennen: Denn sie halten das Handy meist unnatürlich nah vors Gesicht, mit hochgeschobener Brille und zusammengekniffenen Augen.

4. Das Modell Achtung, der Mann neben Ihnen hat schon das allerneueste iPhone? Auf der einen Seite natürlich geil, weil: reich. Und: Vom Reichtum ist so viel Geld übrig, dass er sich das iPhone auch kauft, er hat also womöglich keine Freundin. Bleibt nur die Frage, ob frau Lust auf einen seelenlosen Tech-Freak hat, dem die Marke wichtiger ist als die Performance, und der auch noch bereit ist, dafür Hunderte von Euro auszugeben, die er vielleicht sinnvoller in ein Fairphone investieren könnte. Dann gibt es noch die Sorte Mann, die einen gesprungenen Bildschirm hat (der Klassiker: die Spider-App). Ihm ist entsprechend Äußeres nicht so wichtig – und unter Umständen neigt er auch in anderen Lebenslagen zu Nachlässigkeiten. Vorsicht auch vor Männern mit uralten Nokia-Backsteinen als Smartphone-Ersatz – es sei denn, Sie haben Lust auf einen Mann, der in seiner Freizeit Daumenkinos zeichnet, sich aus aussortierten Musikinstrumenten Fahrräder bastelt und ausschließlich Wes-Anderson-Filme schaut. Dann ran ans Nokia!



FOTO: JOHANNA DÜRRHOLZ

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine



Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 3, 10567 Berlin, Deutschland © Photo by Michael Hirsch

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihr Motiv hinter Acrylglas, gerahmt oder als großformatiger Foto-Abzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – vertrauen Sie mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München

 WHITE WALL

MOOD →

Der Lausejunge, der hier aus der Tasse statt in die Suppenschüssel schaut, ist ein alter Bekannter: Michel aus Löneberga. Design House Stockholm widmet Astrid Lindgren jetzt eine Tassen-Kollektion.



Im Sacher isst man – Backendl. Dass die Wiener Institution und ihr Küchenchef Dominik Stolzer mehr als Torte können, zeigt „Das Original Sacher Kochbuch“ (Gräfe und Unzer), das gerade erschienen ist.



Shampoo gehört nicht gerade zu den Dingen, die man kauft, weil man sie unbedingt haben will. Hairstory tut einiges dafür, dass sich das ändert. Zum Beispiel mit der Verpackung.



Claire Fouché ist Model ihres gleichnamigen Schmucklabels und geht vorbildlich mit Materialien um. Das Horn ist ein Nebenprodukt, das sonst nach Schlachtungen nicht weiter verarbeitet würde. Zu kaufen gibt es die Stücke im Onlineshop für nachhaltigen Luxus thewarness.com.

070

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking

Die Tuchmodelle von Capitana aus Frankfurt gibt es, wenn überhaupt, nur selten ein zweites Mal. Jedes Motiv wird in kleiner Serie oder gar als Einzelstück aufgelegt.



Fußballtrikots wären zwar naheliegender gewesen, aber für Reebok beschäftigt sich Victoria Beckham jetzt mit Basketball.



Martina Schlegel hat bei BASF gearbeitet, bevor sie anfing, Businessbekleidung zu entwerfen, die aufregender ist als ihr Ruf (Maximfaro).

FOTOS: HERSTELLER/© VIKTOR STRASSE, JÖRG LEHMANN

BERLIN TRÄGT PRADA

Typisch deutscher Stil ist weder Gucci noch Dolce & Gabbana, weder Prada noch Hermès. Wie auch? Dabei handelt es sich schließlich um italienische und französische Marken. Aber ganz fremd sind uns diese Häuser auch nicht. Vite Envogue, der Onlineshop für Luxus-Secondhandmode, hat das einmal aufgeschlüsselt und ist auf eine Rangordnung der Orte gekommen, an denen bestimmte Marken besonders beliebt sind. Nirgendwo verkauft sich Hermès demnach besser als in Hamburg, 40 Prozent davon geht in die Hansestadt. Berlin ist hingegen besonders für Miuccia Pradas experimentelle Entwürfe zu haben, Frankfurt für die Arbeiten von Alessandro Michele bei Gucci, und München für die Schneiderkunst von Dolce & Gabbana. Ein bisschen deutsch ist all das also doch.

COORIE

Jeder Herbst hat seine Methode, den Menschen das graue Wetter zu versüßen. Vor zwei Jahren ging es los mit Hygge aus Dänemark. Auch der Rest der Welt sollte es lernen. Im vergangenen Jahr folgte dann: Lagom – man gibt sich zufrieden mit dem, was gerade richtig ist, also nicht zu viel und nicht zu wenig, wie es auch die Schweden halten. Der Herbst 2018 gehört wieder Menschen aus dem Norden Europas: den Schotten. Sie haben Coorie, die Wertschätzung dessen, was um einen herum ist. Ein Sachbuch zu dem Lebensprinzip liegt natürlich auch schon vor. „The Art of Coorie: How to Live Happy the Scottish Way“ (Black and White Publishing) ist gerade auf Englisch erschienen.



Hafervoll hat zum Fünffjährigen einen Jubiläumsriegel im, nun ja, Angebot. Er kostet so viel wie ein teures Dinner: 99,99 Euro. Dafür ist er mit Blattgold bestreicht! Klingt absurd? Denken die Leute, die sich das ausgedacht haben, auch. Wer ihn kauft, wird nach Köln zum Frühstück eingeladen.

„Zunächst einmal möchte ich dir gratulieren, dass du dich zum Kauf dieses exquisiten Buches entschlossen hast. Du solltest es nicht nur besitzen, sondern auch lesen und vor allem begreifen.“

So lautet der Einstieg ins Buch, und literarisch bleibt es auf den folgenden 256 (!) Seiten auf diesem Niveau. Die gute Nachricht: Es gibt auch viele Bilder. Von Kollegah mit Zigarre, Kollegah mit Trophäen, Kollegah halb nackt, Kollegah verkleidet als Gladiator. Schon deshalb ist das alles eine unreife Größenphantasie.

„Solltest du dich an der einen oder anderen Stelle wiedererkennen, dann beweist das nur, dass der Boss wieder einmal goldrichtig liegt (wie die Kette um seinen Stiernacken).“

Das ist doch Satire! Was Kollegah rappt und schreibt, meint er selbst nicht ernst. Oder? Wer weiß das schon? Doch Kollegahs Fans und Leser – viele noch vor der oder mitten in der Pubertät – sehen in seinen Äußerungen weder kindische Phantasie noch Satire. Und das Buch steht oben in der Amazon-Verkaufsliste. Hip-Hop hat eine enorme Bedeutung auf den Schulhöfen, Rapper sind Popstars und Identifikationsfiguren. Deshalb lohnt es sich, den Inhalt von Kollegahs Buch nicht nur spöttisch anzuschauen.

„Ein Alpha lästert nicht. Wir fokussieren uns auf uns selbst. (...) Wir registrieren das Treiben anderer schlicht immer mit dem Hintergedanken und der Frage, ob wir daraus eventuell einen Nutzen für unser eigenes Weiterkommen ziehen können.“

Absoluter Egoismus und unbedingter Wille zum Erfolg: In gewisser Weise hat Kollegah eine sozialdarwinistische Kapitalismus-Bibel geschrieben. Die Botschaft: Du kannst alles schaffen – und wenn du es nicht schaffst, bist du selbst schuld. Dabei ist die Vorstellung, jeder könne Millionär werden, wenn er sich nur genug anstrengt, natürlich ziemlich absurd.

Nur Schall und Lauch

Wann ist ein Mann ein Mann? Diese Frage ist immer schwerer zu beantworten, seit selbst James Bond mit Männern flirtet. Ganz klare Antworten hat Gangsta-Rapper Kollegah. Er selbst ist der „Boss der Bosse“. Die anderen Männer sind für ihn „Lauchs“, Frauen sind „Bitches“ oder „wahre Frauen von Wert“. Diese Sicht auf die Welt verbreitet er jetzt in seinem Buch „Das ist Alpha! Die 10 Boss-Gebote“. Ein Blick auf Zitate.

Von Leonie Feuerbach

„Frauen, Geld und Freiheit. Das wollen wir. Und zwar alles en masse!“

Sozialer Aufstieg ist das Thema im Rap. Da der Gymnasiast und spätere Jura-Student Felix Blume nicht allzu tief gestartet ist, muss der Aufstieg der Kunstfigur Kollegah, mit der Blume inzwischen vom Stiernacken bis zu den Zehenspitzen verschmolzen zu sein scheint, besonders drastisch sein. (Millionär mit 28 Jahren!)

„2006 hatte ich meinen ersten Liveauftritt. (...) Ich ging krank und abgemagert auf die Bühne, ohne sowas jemals gemacht zu haben. (...) 30.000 Leute buhten mich lautstark aus. (...) Habe ich aufgegeben? Nein. Ich fuhr nach Hause, wurde gesund, trainierte meinen Körper.“

Erfolg und Aussehen hängen bei Kollegah unmittelbar zusammen. Und den Erfolg macht zu einem großen Teil die Inszenierung seines Körpers und vor allem die Inszenierung seines Erfolgs aus. Das passt zu seinen kapitalistischen Botschaften der Selbstoptimierung um jeden Preis.

„Die Frau hat natürlich ein Mitspracherecht bei Entscheidungen, aber der Initiator und Durchsetzer, der das letzte Wort hat, bist du. Du respektierst die Frau, aber DU gibst die Richtung vor. (...) Egal was dir die Emanzen von heute erzählen – Frauen wollen vom Mann geführt werden.“

Die Welt verändert sich, alle Frauen sind Emanzen, und die Lauchs finden das auch noch gut. Dabei sollten doch eigentlich die Männer das Sagen haben: leider keine Satire, sondern eine weit verbreitete Denkwaise. Soziologen nennen sie „Culture of Entitlement“. Sie findet sich bei Männerrechtlern, Trump-Anhängern und offenbar auch bei Rapmusikern.

„Was wir hier jedoch anstreben, ist nicht das solide Mittelmaß oder etwas drüber, sondern wir wollen das verdammte ALPHA-Komplettpaket mit 1000 PS, Turbo und Goldfelgen.“

In Kollegahs Welt ist selbst der Lauch ein heterosexueller Autofahrer. Schwule und Radfahrer existieren für ihn nicht. Ebenso wenig Menschen, die sich nicht über materiellen Erfolg definieren. Frauen existieren in dieser Welt nur als Objekte. Zeilen wie „Und dann bügelt meine Wäsche, sonst gibt's Prügel auf die Fresse“ finden sich im Buch zwar nicht. Das Frauenbild, das er hier zeigt, ist trotzdem zum Gruseln.

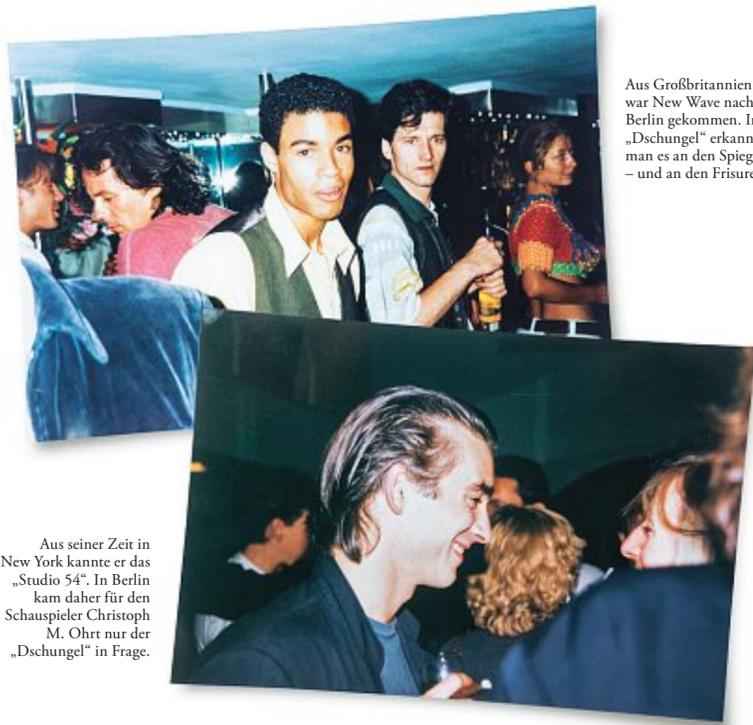
„Wenn du jetzt den Eindruck gewonnen hast, der Boss sei frauenfeindlich, dann hast du noch nichts begriffen. Ich spreche nur als Pragmatiker zu dir.“

Als Boss, der er nun mal ist, hat Kollegah zuletzt den Echo abgeschrieben. Dafür bedurfte es bloß einer Textzeile („mein Körper definierter als von Auschwitzinsassen“). Die Prüfstelle für jugendgefährdende Medien setzte das Album „Jung, brutal, gutaussehend 3“ danach allerdings nicht wegen Antisemitismus auf den Index, sondern weil es „frauidiskriminierend und verrohend“ ist. Tatsächlich kann ein Rapper wie Kollegah ein ganzes Buch schreiben, das vor Gangsta-Klischees nur so strotzt, ohne jemals Juden herabsetzen oder auch nur erwähnen zu müssen. Für Frauen gilt das nicht: Zwar kommen sie im Buch wesentlich besser weg als in den Liedern. Ganz ohne Herabsetzung geht es aber doch nicht.

„Von ihr habe ich Fleiß, Disziplin und Geradlinigkeit gelernt. Sie ist bis heute meine absolute Heldin und ich liebe sie aus tiefstem Herzen. Danke, Mama.“

Frauen sind Huren oder Heilige. Diese alte Unterscheidung heißt im Rap: Hure versus Mama. Denn jede vermeintlich Heilige kann sich nach einer Kränkung oder Trennung in eine Hure verwandeln. Nur die Mama nicht. Deshalb ist die Beleidigung der Mutter des Gegners auch so wichtig im Gangsta-Rap. Vermutlich liebt Kollegah seine Mutter wirklich. Vor allem aber entspricht er hier einem der größten Hip-Hop-Klischees. Also doch alles nicht ernst gemeint? Das weiß nur Felix Blume.

MUT →



Aus Großbritannien war New Wave nach Berlin gekommen. Im „Dschungel“ erkannte man es an den Spiegeln – und an den Frisuren.

Aus seiner Zeit in New York kannte er das „Studio 54“. In Berlin kam daher für den Schauspieler Christoph M. Ohrt nur der „Dschungel“ in Frage.

Falco soll einmal gesagt haben: Wer sich an die Achtziger erinnern kann, der war nicht dabei. War das Nachtleben in West-Berlin, verglichen mit anderen Jahrzehnten, wirklich so exzessiv? Oder ist es nicht heute spannender?

ZAZIE DE PARIS: Kann ich anfangen? Das Erste, was damals sehr prägnant war, war natürlich die Mauer. Wir waren auf einer Insel, und das war unglaublich spannend, weil wir in einer besetzten Stadt lebten: Franzosen, Engländer, Amerikaner. Wir Nachtleben-Schwestern fühlten uns wie in einem Hemingway-Roman versetzt, mit unglaublich hübschen Soldaten und sehr vielen Spionen. Ich hatte schon in den siebziger Jahren ein Lokal in Berlin, gemeinsam mit Romy Haag. Dann hatte ich das „Roxy“ an der Hauptstraße in Schöneberg. Das war die Zeit, als David Bowie in Berlin war, 1976. Da kamen sie alle in mein Lokal, ich wurde als Königin der Nacht gekrönt. In den Achtzigern wurde ich ab und zu am Telefon gefragt, ob der Kommandant Soundso irgendwo auf dem Nollendorfplatz wäre, Bar „Café Central“. Damals lief ich in zerissenen Kleidern als Punk herum, extrem blond, immer mit den Titten draußen. Das war mein Merkmal.

Was war das Besondere am West-Berlin dieser Jahre?

ZAZIE DE PARIS: Das Leben war viel einfacher in West-Berlin. Auch für Männer, die nicht zur Armee mussten, wenn sie in Berlin wohnten. So konnte man hier ein Bohème-Leben führen. Der „Dschungel“, das war unser Antichambre, der Anfang des Abends. Ich saß immer auf dem Balkon, hatte einen Tisch. Ich bekam einen Cocktail und durfte empfangen. Das war toll. Als Boris Becker 17 war und in den „Dschungel“ kam, war es brechend voll, es gab keinen Sitzplatz. Man hat mich gefragt, ganz lieb: Kann er bei dir sitzen an deinem Tisch? Und ich sage: Nein, er ist rothaarig und stinkt. Also wurde er nicht auf meinen Balkon gelassen. Und ich erinnere mich an Meret und Ben Becker. Ich habe mit ihrem Vater Otto Sander 1981 ein Theaterstück gespielt, und Ben und Meret kamen immer in die Kantine des Schillertheaters. Meret habe ich zum ersten Mal in den „Dschungel“ mitgebracht, da war sie gerade mal 15 Jahre alt. Das erzählt sie immer noch, dass ich die Tante war, die sie da reinließ. Ich war aber auch Patentante für viele Jungs. Das war eine Clique von hübschen Jungs, die kamen dann auch zu mir nach Hause, weil ich Spaghetti machte oder es eine Dusche gab. Die achtziger Jahre waren sehr frei. Die Siebziger und die Hippie-Ära waren gerade vorbei, Aids war noch nicht da. Man verglich die körperliche Liebe nicht mit einem Damoklesschwert, sondern war frei, alles zu probieren.

Aber wie fing es eigentlich mit dem „Dschungel“ an?

SALOMÉ: Der „Dschungel“ an der Nürnberger Straße ging aus dem alten „Dschungel“ am Winterfeldtplatz hervor. Zu der Zeit kellnerte ich im „Anderen Ufer“ an der Hauptstraße in Schöneberg. Walter fragte mich, ob ich Lust hätte, da mitzumachen. Das war erst mal viel Arbeit, weil die ganze Bude renoviert werden musste. Wir haben wochenlang jeden Tag gearbeitet. Wenn ich aus der Hochschule der Künste kam, bin ich da hin und habe den Boden geschrubbt. Da war vorher ein chinesisches Restaurant drin, deswegen dieser Boden. Es musste viel Zeug rausgerissen werden, die ganze Decke hinten im Tanzbereich war abgehängt, das musste alles runter. Da kam diese tolle Zwanziger-Jahre-Stahldecke zum Vorschein, die abgeschliffen wurde. Dann kamen die bunten Plexiglas-scheiben rein, und es sah wieder aus wie in den zwanziger Jahren. Und dieses Ufo aus Spiegelglas wurde reingebaut.

WALTER SCHÖRLING: Du meinst die Discjockey-Kanzel?

JURIJ PANFILOWITSCH: Dieses Flugzeugding! Leffi hat den ersten Discjockey vom „Dschungel“ gefragt, wie er es gerne hätte. Und Herr Rio Reiser, ein lieber Freund, hat gesagt: Ich möchte gar nicht gesehen werden. Und dann hat Leffi das genau so gebaut.

SALOMÉ: Stimmt, da war oben nur eine dunkle Plexiglas-scheibe, durch die der DJ auf die Tanzfläche schauen konnte. Ich kann mich noch erinnern, dass ein paar Leute die Bude hinten schwarz streichen wollten. Da habe ich gesagt: Schwarz ist furchtbar, das muss ein ganz dunkles Blau werden, damit die Farblichter aus den Strahlern auch wirken auf dieser Wand. So kam es, dass ich die Farbmischung für den blauen Tanzraum angemischt habe.

Die „Dschungel“-Ästhetik sollte also an die zwanziger Jahre erinnern, an Glamour und Exzess?

SALOMÉ: Dieser dunklere Raum hinten hatte so auch was Abgeschlossenes als Disko, mit kleinen Einbuchungen an der Tanzfläche, wo man stehen und trinken konnte. War schwierig, da hinten zu bedienen. Wenn getanzt wurde, und du musstest mit einem Tablett mit zehn Bieren durch – ein Albtraum. Oben gab es ja kein Bier, Gott sei Dank, aber dafür hast du einen Haufen Arbeit an der Bar gehabt, Cocktails und Longdrinks mixen, Eiscreme gab es auch. Eine Riesensauerei, wenn man da das Geschirr putzen musste oder wieder runtertragen in die Küche zum Spülen. Es war eng, alle haben geraucht, darum war da oben die

Welcome to the Club

Vor 40 Jahren wurde in Berlin der „Dschungel“ eröffnet. Zeitzeugen erinnern sich an den besten Club der Achtziger.

Interview Thomas Holl, Tobias Rütger
Fotos und Repros Daniel Pilar

schlechteste Luft. Und du hattest auf dem linken Ohr gleich noch den Lautsprecher. Kann sich keiner vorstellen. Dann kam diese Idee, dass da ein Aquarium in die Wand kommt, was ja auch vorher da war.

Wie lange haben die Fische überlebt?

JURIJ PANFILOWITSCH: Der schwarze Monsterwels ist ein Riesenvieh geworden. Der war da sieben, acht Jahre.

SALOMÉ: Irgendwann war das Ding fertig renoviert, und die Eröffnung kam. Wir hatten alle ein bisschen Schiss: Was wird das? Wer kommt? Wer kommt nicht? Weil das ja eine ganz neue Geschichte war. Die Klientel, die davor in den alten „Dschungel“ gegangen war, war ja eher ...

WALTER SCHÖRLING: ... reserviert ...

SALOMÉ: ... ja, weil die dachten, das wird jetzt auch so ein Luxusshuppen. Die erste Zeit war deshalb schon ein bisschen schwierig. Es wurde nicht sofort angenommen.

Das neue Domizil war ein sehr elegantes Gebäude.

SALOMÉ: Ja, aber da war es ja noch ein Finanzamt. Wir haben das quasi entdeckt. Das stand vorher leer.

An einem bestimmten Ort auf der Treppe wollten alle stehen.

CHRISTOPH M. OHRT: Ja, daran erinnere ich mich noch. Es gab wirklich wenige Plätze, wenn oben alles voll war. Da gab es zwei Tische, an die immer alle wollten, am Balkon. Wenn du da saßest, warst du richtig cool.

ZAZIE DE PARIS: Deswegen musste man früh kommen.

CHRISTOPH M. OHRT: Wenn die besetzt waren und man keinen Platz auf der Treppe hatte, war der Abend gelaufen. Dann stand man unten und hat sich rumgedrängelt.

STEPHAN REBBE: Sagt mal, gab es einen Drink, der „Läher“ hieß? Das ist eine Legende, die ich selbst gern weitererzähle. Ich meine, ich hätte so einen Drink dort mal bestellt.

WALTER SCHÖRLING: „Läher“?

CHRISTOPH M. OHRT: Das war wohl mehr die Wirkung.

STEPHAN REBBE: Ich glaube, das habe ich geträumt.



Die „Dschungel“-Erinnerungsrunde. Von links nach rechts: Salomé, Jimmy Bamba Sarr, Jurij Panfilowitsch, Walter Schörling, Jürgen Vogel, Christoph M. Ohrt, Wieland Speck, Barbara Kranz, Stephan Rebbe, Zazie de Paris, Fiona Bennett, Hans-Joachim Böhme, Bibo Loebnau, Mark Reeder

JÜRGEN VOGEL: Weil ihr gerade die Treppe erwähnt: Ich kann mich daran erinnern, wie jemand die Treppe runtergefallen ist und den Spiegel, der dort hing, im Fallen mitgenommen hat. Dem war das so peinlich, dass er alles überspielt hat, als hätte es ihm gar nicht wehgetan. Er ist dann so aufgesprungen. (*Springt auf*) Und hat das als eine Art Performance verkauft. Das war so krass.

JURIJ PANFILOWITSCH: Darf ich noch was zur Architektur des „Dschungels“ sagen? Ende der Fünfziger standen in der Kantine der Akademie der Künste im Hansaviertel dieselben Stühle wie im „Dschungel“. Da muss ein chinesischer Architekt, der nach West-Berlin eingeladen wurde, die ganz große Nummer gemacht haben. Der hatte einen Freund, wahrscheinlich auch Chineser, der in Berlin ein Restaurant hatte. Der hat das Ding so designt, alles halb Feng Shui, Achtundfünfziger-Architektur. Supergeil!

Und warum der Name „Dschungel“?

WALTER SCHÖRLING: Den Namen haben wir mitgenommen vom Winterfeldtplatz. Da war eine Tapete mit Motiven aus dem Film „Dschungelbuch“: Palmen, die Schlange Kaa und Balu, der Bär, glaube ich. Das Lokal war auch mit diesen Bergpalmen dekoriert. Jeder hatte in den Siebzigern so eine Palme zu Hause. Der Name ist irgendwie von unten gekommen, den haben wir uns nicht ausgedacht.

SALOMÉ: Der Name stand aber nicht dran.

WALTER SCHÖRLING: Erst kurz vor dem Abbruch stand er dran. Am Winterfeldtplatz war es ein diverses Publikum, da waren auch feindliche Gruppen gleichzeitig am Saufen. Das war gefährlicher als an der Nürnberger. Nach dem Umzug wanderten die Hardcore-Metal-Freaks ab.

SALOMÉ: Aus der „Ruine“, gegenüber am Winterfeldtplatz, kamen oft merkwürdige Leute rüber.

JURIJ PANFILOWITSCH: Cool war zum Beispiel die Frau von Friedrich Luft. Ja, die musste er da immer rausholen.

Gab es die harte Türpolitik auch im alten „Dschungel“ am Winterfeldtplatz?

WALTER SCHÖRLING: Nee. Die Tür ging immer nur auf, rumms, dann ging sie wieder zu, rumms. Es war wirklich alles da, ein Tränenstrich war da ja auch. Es gab eine Zeit mit einer Wiener Kommune, die ein bisschen verrückt war, auch Otto Muehl, die hatte an der Potsdamer Straße

eine Fabriketage. Sie standen an den Fenstern draußen, haben crazy Gesichter gezogen. Dann hatten wir eine treue palästinensische Truppe junger Leute, die waren immer sehr nett. Die haben das alles so hingeworfen. Sie haben nur Billard gespielt und immer geguckt, was um sie herum passiert. Die sind nie aggressiv geworden. Eine irre Mischung. Die Schallplatten liefen immer durch. Irgendjemand hat eine LP aufgelegt, und sie lief durch. Die Leute waren sowieso besoffen, das haben die gar nicht gemerkt.

SALOMÉ: Ja, es war wie eine Bierschwemme.

WALTER SCHÖRLING: Und das wollten wir ändern.

So kam es zur Idee, eine Disko zu machen?

WALTER SCHÖRLING: Der auslösende Faktor war eine Pachterhöhung. Und wir wollten dieses Saufen und das Durcheinander nicht mehr, wir wollten aufsteigen. Wir wollten was Neues, mehr hier und jetzt, mehr Diskotür.

Und es war auch mehr New Wave.

SALOMÉ: Ja, es war schon New Wave. Allein schon die Farbgestaltung, hinten dunkel, vorne Rosa mit Hellblau als Himmel und die Spiegel.

WALTER SCHÖRLING: Wir begannen mit Glamour.

SALOMÉ: Es war hell. Jeder konnte jeden sehen. Es war, glaube ich, ganz schwierig für die Mädels, sich zu schminken, weil da wirklich ein furchtbares Licht war.

WALTER SCHÖRLING: Dafür haben sich die Jungs dann geschminkt, ne?

Man hat sich also aufgebretzelt, um in den „Dschungel“ zu gehen?

SALOMÉ: Man hat sich zurechtgemacht, wie man so sagt.

JÜRGEN VOGEL: Ich habe mir aber keine Mühe gegeben.

SALOMÉ: Du hast dich ja auch nicht geschminkt.

WALTER SCHÖRLING: Du brauchtest dich nicht schminken, du warst 15.

JÜRGEN VOGEL: Ich komme eigentlich aus Hamburg und bin wegen dieser Bundeswehr-Geschichte hierher gekom-

men. Ich bin früh von zu Hause weg, mit 15. Alle haben gesagt: Du musst dich rechtzeitig in Berlin anmelden, damit die dich erst gar nicht erfassen bei der Bundeswehr. So bin ich dann wirklich sehr früh nach Berlin. Ich wollte eigentlich nur hierbleiben, um mich anzumelden. Vorher hatte ich in München Richy Müller kennengelernt, weil ich ursprünglich da auf eine Schauspielschule gehen wollte. Aber ich habe gleich zu Richy gesagt: Kann ich nicht zu dir mit nach Berlin kommen und mich in deiner Wohnung anmelden, Potsdamer Straße? Klar, sagte er. Und ich hab' gedacht: Geil, aus dem Getto raus in Hamburg, schön nach Berlin. Dann sind wir an die Potsdamer Straße. Werd' ich nie vergessen, mit seinem Ami-Schlitten, der letzte Cadillac, achteinhalb Meter lang. Wir fuhren vor, und ich: Oh, hier wohnst du? Gegenüber war das besetzte Haus Potsdamer Straße, da waren immer Bullen am Wochenende. Unten drin eine verranzte Bude mit Sexshop. Und ich zu mir: Jetzt bin ich hier schon wieder gelandet.

STEPHAN REBBE: Und dann auch noch Nutten.

JÜRGEN VOGEL: Ja, alles. Auf einem Elektrokasten saß immer eine einbeinige Prostituierte. Ich hab' gedacht: Ich komm hier nicht weg von dem Scheiß. Von wegen: Berlin, Neuanfang. Und dann weiß ich noch, als wir das erste Mal im „Dschungel“ waren. Das muss Anfang '85 gewesen sein, ein Jahr vorher habe ich meinen ersten Film gemacht. Als ich das erste Mal im „Dschungel“ war, hab' ich mich immer hinter Richy gehalten, weil ich so jung war. Ich dachte, ich komm' da nicht rein. Er sagte: Das machen wir schon. Und ich weiß noch, wie anders es dort war für mich als jemand, der aus Hamburg kam. Dort war alles in klaren Linien, da gab es die Popper, da die Punks, da die Schwulenszene-Front, die Skinheads-Zeit fing an, alles war super getrennt. Da gab es nie eine gemischte Szene. Das war für mich im „Dschungel“ damals krass, dass von allem was da war.

Man kam damals aus der westdeutschen Provinz hierher, um etwas zu erleben, weil alles so frei und schräg war. Wer kommt hier eigentlich nicht aus Westdeutschland?

MARK REEDER: Ich. Aus Manchester.

STEPHAN REBBE: Ja, wir sind hier sehr repräsentativ. Die ganzen westdeutschen Klassensprecher sind doch nach Berlin gegangen.

CHRISTOPH M. OHRT: Klassensprecher sind nach München oder Hamburg.



Die Runde im „Hotel Ellington“ – dort, wo früher der „Dschungel“ war.



In den achtziger Jahren gab auch sie sich ein neues Image: Marianne Rosenberg wollte nicht mehr die brave Schlagersängerin sein.

Die Abende in dem Club begannen spät. Trotzdem höchst untypisch, dass man sich hier hängen ließ.



Was für ein Empfang! Aber Betreiber Walter Schörling (rechts) schaut kritisch auf die Gäste einer Motto-Party.

In voller Montur: Hans-Joachim Böhme war als Stammgast gern gesehen.



Jürgen Vogel, der damals zu den jüngsten Besuchern gehörte, scheint sich am besten zu erinnern.

SALOMÉ: Ich bin nach Berlin zum Arbeiten gekommen. Ich war damals noch in einem Förderprogramm des Berliner Senats, weil die Arbeitskräfte gesucht haben. So bin ich vor der Musterung nach Berlin gekommen und habe dann bei den Amerikanern am Airport Tempelhof an den Plänen für den neuen Flughafen Tegel gezeichnet.

Wenn es also nicht Klassensprecher waren, könnte man doch sagen: Leute mit Sendungsbewusstsein.

WALTER SCHÖRLING: Nee, Leute, denen es in der Provinz zu klein wurde.

STEPHAN REBBE: Mein Einstieg war eine Klassenreise nach Berlin, 1977. Weil mein Klassenlehrer Kunstlehrer war, hat er uns in die Neue Nationalgalerie geschleppt. Da war zufällig Miles Davis da und hat ein Konzert gegeben. Da haben wir schön gekiff't, Musik gehört und sind dann die Potse runtergegangen. Da bin ich total durchgedreht. Dachte: Was ist denn hier los? Diese ganzen Huren, das hab' ich noch nie gesehen. Hier will ich hin.

SALOMÉ: Da waren nicht nur die Huren, da liefen auch an der Bülowstraße die ganzen Schwulen rum.

STEPHAN REBBE: Es gab ja kein Internet, nichts. Es gab nichts, wo du als westdeutscher kleiner Junge jemals vorher solche Bilder gesehen hast.

ZAZIE DE PARIS: Nur deine Augen und deine Seele. Man darf nicht vergessen, dass es in Berlin erlaubt war, 24 Stunden lang zu feiern, was in Westdeutschland nicht der Fall war. Von 21 an Uhr war das alles tot. Es gab sogar das berühmte „Schwarze Café“ an der Kantstraße, wo man 24 Stunden lang frühstücken konnte oder grüne Nudeln mit Soße bekam. Dieses Gefühl von Nachtleben in Berlin – der „Dschungel“ war ein Teil davon, der erste Teil.

JURIJ PANFILOWITSCH: Bis vier Uhr.

ZAZIE DE PARIS: Genau. Man ging da hin, auch um sich zu zeigen, zum Flirten, zum Abschleppen, egal was. „Dschungel“, das war ein offener Markt, sexuell gesehen und musikalisch auch. Dieser wunderbare DJ, den wir hatten! Man tanzte wie verrückt im „Dschungel“. Und dann ging es weiter, etwa ins „Mink“ bis sechs Uhr morgens, ein Laden mit Kacheln, wie in einer Badewanne.

STEPHAN REBBE: Ich hab' überm „Risiko“ gewohnt. Im Ernst. Westdeutscher versucht, irgendeine Wohnung zu finden, Gelbe Seiten, ruft alle Hausverwaltungen an: Ja, wir haben da noch so was in der Yorckstraße 48, aber ist ein bisschen schwierig.

JURIJ PANFILOWITSCH: Aber verkehrsgünstig gelegen.

STEPHAN REBBE: Alex Köbler war mein Nachbar, der Betreiber des „Risiko“. Jeden zweiten Morgen um fünf Uhr

der gleiche Ablauf im Hausflur: „Alex, mach uff, ich brauch' Stoff, Alex, mach uff, hey, Alter, ick weef, du bist da.“ Dann aufgemacht. „Hey, Alex wohnt hier nicht, der wohnt doch...“ – „Nüsch't für unjut, wa?“

Was war der Lieblingsdrink im „Dschungel“? Wir erinnern uns an Wodka-Lime und an Whoudini.

SALOMÉ: Kommt drauf an, wo man konsumiert hat. Oben ging Planters Plunch ganz gut.

ZAZIE DE PARIS: Baileys auf Eis war mein Drink. Das war für unten. Ich kam rein mit dem Duft von Shalimar, und die Leute wussten: Zazie ist schon da. Baileys war das Getränk, das am nächsten zu meinem Parfum war.

JÜRGEN VOGEL: Zum Thema Abschleppen: Ich war nun sehr jung, wusste also noch nichts. Richy hat mir immer gesagt: „Da musst du halt hingehen.“ Ich weiß noch, was das für eine Überwindung war, zu einer Frau rüberzugehen. Jimmy hat aufgelegt, irgendeine geile Musik, immer auch zum Tanzen. Selbst wenn du keinen Platz auf der Treppe hattest, wusste man: Okay, geht man halt zur Tanzfläche.

SALOMÉ: Ich bin manchmal auch hinter der Bar oben runtergegangen, hab' eine Runde getanzt, wenn ein geiles Lied lief, und bin dann wieder zur Arbeit.

JÜRGEN VOGEL: Es war klein, aber es war toll, es war eine gute Tanzfläche. Das war ein geiler Sound da drin, weil es wahrscheinlich so klein war und so privat, als hättest du auf einer Privatparty getanzt.

Gab es einen Schub an westdeutschen Gästen nach dem Song „Berlin“ von Ideal? Die Songzeilen „Ich steh auf Berlin“ und „Mal seh'n, was im Dschungel läuft“ waren ja für viele so eine Art Initialzündung.

SALOMÉ: Das wurde gar nicht so oft gespielt am Anfang, weil die von Ideal ja alle drin saßen, und jeder fand das irgendwie mehr oder weniger peinlich.

Die Platte war in Westdeutschland sehr angesagt, bei vielen kam das Gefühl auf: Ich will nach Berlin.

SALOMÉ: Da kamen auch viele, die das erwähnten.

WIELAND SPECK: Der Türsteher hat darauf geachtet, dass keine Yuppies reinkamen. Da gab's eine Gesichtskontrolle. Wir hatten mal Besuch aus Westdeutschland, die wollten natürlich unbedingt mit rein. Sie haben sich dermaßen an mir festgekrallt, ein ziemlich trüber Haufen. Das war uns, die immer dahin gingen, total peinlich. Wir haben sie dann auch nie mehr mitgenommen.

HANS-JOACHIM BÖHME: Es gab nichts, wo man so gut tanzen konnte. Die DJs waren so innovativ.

SALOMÉ: Es war auch toll, dass alle möglichen Leute kamen, Schauspieler, Maler, Musiker. Nichtstuer auch, wunderbar. Man musste nicht jemand sein, um da hinzukommen. Man traf immer jemanden Tolles.

HANS-JOACHIM BÖHME: Es waren immer Leute, die schon prominent waren. Aber es war nie so ein Promi-Ding im Vordergrund wie heute, wo man deswegen irgendwo hingehen will. Man stand dann vorm „Dschungel“ in der Schlange, und da stand Blixa Bargeld vor einem, der vor sich hin murmelte, dass sie ihm den Strom abgestellt haben. Oder Grace Jones. Und die Ideal-Leute.

SALOMÉ: Ich hab' auch mal Udo Jürgens fischen sehen.

JÜRGEN VOGEL: Fischen?

SALOMÉ: Der hat achtzehnjährige Mädels angemacht, Blondinen. Als ich ihn sah, dachte ich: Ich bin im falschen Film. Was macht Opa da? Der war vielleicht Mitte 40.

Bei welchen Songs war am meisten los?

JURIJ PANFILOWITSCH: Jimmy stellte mich der „Dschungel“-Chefin Thodora vor als kleiner DJ, 1981. Und Thodora sagte mir beim Einstellungsgespräch: „Erstens bist du bei uns exklusiv, das heißt, wenn wir dich jetzt buchen, kriegst du keinen anderen Gig.“ Das war mein erster Job. „Und: keine Hits. Du darfst spielen, was du willst, aber keine Hits.“ Da hab' ich gedacht: Okay, das wird ein super Job. Ich war der erste DJ in Berlin, der scratchen durfte. Die anderen durften das nicht. Im „Dschungel“ haben wir manchmal die Hits selbst gemacht. Wenn wir gemerkt haben, dass Monika und die anderen Leute, die an der Bar arbeiteten, dachten: Jurij, nicht noch mal das Stück – dann ist es auf der schwarzen Liste gelandet.

ZAZIE DE PARIS: Ich habe in meinem Leben eine einzige Platte gemacht. Und ich war die erste deutsche Rapperin. Die Musik hat mir der Erfinder der Loveparade geschrieben, Dr. Motte. Das hieß „Zazie-Rap“ und wurde eine Kultplatte. Eine Seite war „Straße der Sehnsucht“, die andere „Zazie-Rap“, den Text hab' ich selber geschrieben. Sie haben das ziemlich oft im „Dschungel“ gespielt.

Noch mal zurück zur Tür: Wie kam man rein?

FIONA BENNETT: Ich war gerade 15 und habe mich zu Hause rausgestohlen. Das war mein Traum, dahin! Eine alte Bettdecke meiner Mutter habe ich in 1000 Fetzen zerrissen und mich darin eingewickelt. Ich war ganz dünn damals. High-Heels, Turban gewickelt und alles in Fetzen, so stand ich an der Tür, total aufgeregt. Und der Türsteher: „Die Kleene da – rin.“ Zack. Ich war im „Dschungel“! Und dann bin ich in Ohnmacht gefallen. Ich habe mir mit der Wickelei das ganze Blut in den Beinen abgeschnürt. Also haben die mich wieder ausgewickelt. Aber es sah cool aus, und ich war von da an drin.

WALTER SCHÖRLING: Die Türsteher haben das nach Bauchgefühl gemacht. Wer schon stark angetrunken war oder sich komisch benahm, kam grundsätzlich nicht rein.

JÜRGEN VOGEL: Ich hatte das Gefühl, die haben nach Persönlichkeiten gesucht, wollten Spaß, wollten Individualisten. Wenn ich mir heute überlege, was ich da teilweise an hatte, ist das ein Wunder, dass ich reingekommen bin. Aber ich war wahrscheinlich so jung, dass es schon wieder lustig aussah. Hosenträger und Jogginghose!

WALTER SCHÖRLING: Die Fensterscheiben sind ja auch öfter mal zu Bruch gegangen, das waren die Rechten. Da hat man eine kurze Ansage gemacht, und die haben sich meistens wieder verdünnisiert, weil sie drinnen keinen Raum gefunden haben. Das war ein bisschen Risiko, aber man hat solche Leute auch mal reingelassen.

JÜRGEN VOGEL: Heute funktioniert eine Tür anders. Wenn du keine Skins drin haben willst, kommen die auch nicht rein. Egal, ob die Stress machen oder nicht.

JURIJ PANFILOWITSCH: Aber früher gab es keine Security.

JÜRGEN VOGEL: In Berlin hat das eben funktioniert. Es war eine Zeit, in der alles gleichzeitig stattfand: Hippies, Skins, Künstler, schwul, hetero, scheißegal. Selbst wenn die sich eigentlich nicht mochten, war der „Dschungel“ eine Zone, in der alles möglich war. Wenn du mich fragst, was an Berlin das Besondere war: Du musdest nie reich sein, um Teil dieser Kultur zu sein. Wenn du in München bist, in Hamburg, egal, wo du bist: Überall ist es entscheidend, was du machst, ob du erfolgreich bist, wie viel Geld du hast. In Berlin gibt es auch heute noch Läden, wo du für dein Glas Wein nur bezahlst, was du kannst.

STEPHAN REBBE: Wo ist der?

JÜRGEN VOGEL: Die Subkultur lebt nicht von Erfolg und Geld, sondern davon, dass da Menschen sind, die irgendwas wollen. Und es noch nicht geschafft haben. Leute, die Sehnsüchte haben, die Träume haben, die an etwas glauben. Und das ist bei Künstlern ja immer so. Mal sind wir erfolgreich, aber wir haben auch Phasen, in denen es uns Scheiße geht. Und es war ja nicht so, dass du dann nicht mehr in den „Dschungel“ kamst. Das war diese Familie: Wie läuft's bei dir heute? Heute nicht so gut. Komm, ich lad' dich ein. Das hat sich Berlin bewahrt.

SALOMÉ: Es gab ja auch nicht so viele Erfolgreiche Ende der siebziger Jahre in Berlin. Es gab ein paar reiche Kids aus dem Grunewald, aber mit denen hatte man nichts zu tun. Wahrscheinlich sind die in München rumgeflipp't, wo sie mit ihrem Geld angeben konnten. In Berlin ging das nicht. Die einzigen Erfolgreichen waren Theaterleute.

JURIJ PANFILOWITSCH: Bob Wilson, Peter Stein und viele andere.

Im „Dschungel“ waren immer viele Schauspieler zu Gast.

JÜRGEN VOGEL: Ich hab' damals im „Exil“ gearbeitet, mit sechzehneinhalb bei Ursula Taheri angefangen, als Küchenhilfe. Ich hab' für Wim Wenders eine Nachspeise gemacht. Den fand ich unheimlich arrogant damals.

SALOMÉ: Im „Exil“ haben viele Künstler gearbeitet, Bernd Zimmer zum Beispiel.

JÜRGEN VOGEL: Als ich im „Exil“ anfang, waren die jungen Wilden schon relativ erfolgreich. Rosa hat mich eines Tages gefragt: Möchtest du Silvester am Tresen arbeiten? Wir brauchen jemanden. Ich stand dann da und durfte nur Bier zapfen. Da war so ein Maler, der hatte mich auf dem Kieker. „Was grinst du so“, hat er immer gesagt. Ich wollte nur nett sein und hab' gefragt: „Was hast du gesagt?“ Hat er gesagt: „Warum grinst du die ganze Zeit so blöd?“ Und noch mal: „Warum grinst du so blöd?“ Da hab' ich den genommen und gesagt: „Wenn du das noch einmal sagst, haue ich dir in die Fresse.“ Dann kam Michel Würthle und hat mich weggezogen. Ich hab' dreieinhalb Jahre im „Exil“ gearbeitet, nur in der Küche. Das war wie ein Gefängnis. Wenn du fünf Tage die Woche zehn Stunden in der Küche stehst, und die war nur 15 Quadratmeter groß, und teilweise waren 150 Gäste auf einmal im Laden – das war richtig Arbeit. Mein Tag sah so aus: Irgendwann aufstehen, um drei ins „Exil“, um zwölf kamst du raus, um eins in den „Dschungel“ bis um vier. Das würde ich heute gar nicht mehr bringen.

SALOMÉ: Das würden wir alle nicht mehr bringen.

JÜRGEN VOGEL: Ich war am liebsten früh im „Dschungel“, weil ich das geil fand, wenn es noch nicht so voll war. Erst mal hast du den besten Platz auf der Treppe gekriegt. Dann hast du dich mit anderen abgewechselt mit dem Pinkeln, weil du Angst hattest: Wenn du weg bist, ist der Platz weg.

CHRISTOPH M. OHR: Mittwoch hat man sich schon gefreut, Donnerstag ging es dann los. Dann hat man abends um zehn irgendwo vorgeglüht und ist in den „Dschungel“. Da blieb man bis vier. Dann in den „Damaschke Nightclub“ zum Beispiel. Morgens um zehn kam man irgendwo wieder raus. Ich wohnte an der Clausewitzstraße am Adenauerplatz, das war wahnsinnig gut, da brauchte ich nur zwei Minuten nach Hause.

JIMMY BAMBA SARR: Der schlimmste Club war „Cric“. Ich habe da zwei Jahre gearbeitet. Bis vier Uhr im „Dschungel“ und dann ins „Cric“. Damals war das normal, diese Mischkultur, jeder DJ arbeitete mal hier, mal da. Aber du musdest damals als DJ global sein, das war sehr schwer. Die Berliner waren arrogant. Sehr kultiviert. Da konntest du nicht jede Scheißmusik auflegen. Meine Nacht war der Montag, da war ich am glücklichsten. Da war's verboten zu tanzen. Nur Musik.

JURIJ PANFILOWITSCH: Das Wildeste, was ich erlebt habe, war Prince. Für den haben wir alle aufgelegt, Gerd, Micha, ich. Prince war dreimal da, ich hab' es zweimal selbst erlebt. Er ist einfach nur als Gast gekommen.

Prince mochte Berlin sehr.

JURIJ PANFILOWITSCH: Ja. Einmal kam er am Montag in den „Dschungel“, das war Jimmys Tag. Und Jimmy spielte immer gern die „Carmina Burana“. Prince tanzte dazu.

JIMMY BAMBA SARR: Er war der einzige, der mit Bodyguard kommen durfte.

SALOMÉ: Sehr schön waren auch die Silvesterpartys.

JURIJ PANFILOWITSCH: Ich hab' am 1. Januar immer den ganzen Kaviar weggefressen.

SALOMÉ: Da kam nicht jeder rein, und auch das Personal konnte mal mehr oder weniger relaxt sein.

WALTER SCHÖRLING: Der beste Umsatz im Jahr.

FIONA BENNETT: Berlin in der Zeit hatte nichts mit Kommerz zu tun. Als ich meinen ersten Laden aufmachte, haben die Leute gesagt: „Liiih, jetzt wird sie kommerziell!“ Das war ein Schimpfwort. Ich hatte mit Musikern zu tun, mit Schauspielern, Möbeldesignern, Künstlern, das war eine Familie. Man hat sich jedes Mal, wenn man ausging, neu formiert. Es ging immer um die Sache, es ging nie darum, etwas zu verwerten. Es war so ein Spieltrieb. Als dann die Mauer fiel, kam Geld, alles wurde neu gemischt. Viele sind durchgerasselt in der Zeit. Die konnten damit nicht umgehen. Ich fand es auch schwierig, die neuen Spielregeln zu verstehen und trotzdem noch dabeizubleiben. Und das aber auch zu ertragen.

JÜRGEN VOGEL: Der Sexappeal der Achtziger und auch des „Dschungels“ war: Es ist egal, wie weit du gekommen bist mit dem, was du als Ziel hattest, Hauptsache, dass du überhaupt irgendwas wolltest. Jeder hatte eine Energie des Schaffens, egal, ob in Musik, Kunst oder Gastronomie. Am Schluss mussten wir natürlich irgendwie überleben. Es gibt kein Rezept dafür, reich zu sein oder erfolgreich. Das wussten alle, die dabei waren. Wir konnten es nicht ändern. Und trotzdem haben wir alle versucht, etwas Besonderes zu machen, weil wir wussten: Wenn wir nicht besonders sind, kommen wir nicht da an, wohin wir wollen. Wir erreichen das nur, wenn wir uns unterscheiden, wenn wir auffallen. Das war eine ganz tolle Energie.

ZAZIE DE PARIS: Aber das ist was anderes. Wir wollten nicht besonders sein, wir waren es.

JÜRGEN VOGEL: Ich wollte anders sein als meine Eltern, ich wollte anders sein als die von dort, wo ich herkomme, und alle die, die ich kannte.



„Die achtziger Jahre waren sehr frei“: Zazie de Paris und Jurij Panfilowitsch



Romy Haag hatte 1983 ihren Club verkauft und eine Weltreise gemacht. In Berlin wusste sie, wo sie weiter feiern konnte.



Schlechte Verstecke: Die Deko passte sich kongenial dem Namen des Clubs an.

ZAZIE DE PARIS: Also wolltest du nicht im „Dschungel“ besonders sein, sondern im ganzen Leben.

JÜRGEN VOGEL: Genau.

ZAZIE DE PARIS: Wir waren das Gegenteil von „Der frühe Vogel frisst den Wurm“. Wir waren Nachtschwärmer. Das hat uns zusammengebracht.

SALOMÉ: Motten umschwirren das Licht.

WIELAND SPECK: Aufstehen, wenn's dunkel wird.

JIMMY BAMBA SARR: Ich bin nicht einverstanden. Das hört sich so romantisch an. Aber jeder von uns weiß, das war nicht so romantisch.

SALOMÉ: Nee, man musste hart arbeiten.

JIMMY BAMBA SARR: Die Wahrheit ist: Es war ein Guerilla-Krieg, das zu überleben. Wenn man um zwei Uhr nachmittags aus dem Club kommt und zu Hause ist und denkt: Oh Shit, ich lebe noch. Das war Krieg.

ZAZIE DE PARIS: Dafür musste man nicht in ein Büro.

WIELAND SPECK: Man hat all die Probleme genossen. Und was einen fertig machte, hat zusammengeschieft. Wir haben die Normalität dieses Besonderen genossen. Deshalb haben wir nicht gesagt: Oh, mein Gott, David Bowie ist da. Wir haben so getan, als wäre das normal.

JÜRGEN VOGEL: Ich habe mein erstes Motorrad verkauft, weil ich Geld brauchte für die Miete. Und ich habe so gewiegt. Ich habe auch mein erstes Auto verkauft, das ich mir irgendwann geleistet hatte, als ich einen Film gemacht hatte, einen Mercedes-Kombi. Sobald die Kohle weg war, hieß es sofort: Schulden bei der Bank. Und für einen Dispokredit hast du damals 18 Prozent bezahlt. Da hast du natürlich das Auto sofort wieder verkauft und wieder gewiegt. Ich hab' alles verkauft, was ich hatte. Du hast permanent Angst gehabt, ob du es schaffst. Immer, wenn ich einen Film gedreht hatte, habe ich danach gedacht: Jetzt ist es vorbei. Was, wenn jetzt keiner mehr kommt? Diese Angst war immer da. Und ich denke das immer noch, weil ich viele gesehen habe, die mal eine Zeitlang berühmt waren, Geld hatten und dann unter die Räder kamen, die es im Drogensumpf oder im persönlichen Sumpf einfach nicht geschafft haben, die auf der Strecke geblieben sind.

BIBO LOEBNAU: Andererseits war das ja gerade das Geile, dass man mit so wenig auskam.

JÜRGEN VOGEL: Damals fand ich es nicht so geil.

SALOMÉ: Das Leben war trotzdem teuer. Ich musste arbeiten, um mir mein Leben zu finanzieren.

BIBO LOEBNAU: Ich war Studentin, als ich hierherkam, ich wurde finanziert, hatte aber kein Auto, kein Moped, kein Nichts. Irgendwie wurde die Wohnung finanziert, aber am Ende des Monats war trotzdem im Winter keine Kohle mehr da. Ich bin die Kusine von Walter, so bin ich anfangs auch immer in den „Dschungel“ gekommen. Walter half mir auch immer schön mit Cocktails aus. Also bin ich da einigermaßen billig durchgekommen. Der „Dschungel“ war eine Oase, wo man all das machen konnte, was in der Neuköllner Ein-Zimmer-Wohnung verboten war.

WIELAND SPECK: Ich habe nichts vergessen im „Dschungel“, im Gegenteil, ich hab' da die Leute getroffen, mit denen ich weiterleben wollte. Das war nicht Ausgehen, das war ein selbstverständlicher Teil vom Tag. Das andere Ding ist: Für Berliner war Berlin nie billig. Es war immer nur billig für andere Leute, für uns nie.

Stephan Rebbe hat auf Facebook darüber geschrieben, dass der „Dschungel“ in Wahrheit ein Ort war, wo man seinesgleichen traf und weniger alleine war. Weil es einem doch zusetzte, in dieser Stadt zu leben. War der „Dschungel“ also nicht nur cool, sondern auch etwas, an dem man sich festhalten konnte?

BIBO LOEBNAU: Es war Familie.

JURIJ PANFILOWITSCH: Das stimmt, Familie.

WIELAND SPECK: Mehr als 50 Prozent aller Berliner Haushalte sind heute Single-Haushalte. Das war damals nicht der Fall. Damals haben sehr viele Menschen zusammengelebt. Das war eine kollektive Zeit.

SALOMÉ: Ja, in Wohngemeinschaften.

WIELAND SPECK: Der „Dschungel“ kam ja aus den Siebziger. Dieser Spirit lebte da noch weiter.

WALTER SCHÖRLING: Es waren ja auch viele Leute politisch aktiv, ob das nun in der Studentenbewegung war, in der Schwulenbewegung oder in der Frauenbewegung.

MARK REEDER: Als ich das erste Mal nach Berlin kam, war Berlin nicht als Musikstadt bekannt. Mir wurde klar: Hier herrschen andere musikalische Bilder als in England. In Manchester haben wir Musik gemacht, um aus der Misere zu fliehen, um nach London oder so zu kommen. Die Leute in Berlin waren alle schon geflüchtet und mussten das nicht mehr. Das war ein ganz anderes Lebensgefühl. Wie die Leute künstlerisch drauf waren, das war ein komplett anderer Film. Deswegen bin ich hier geblieben.

SALOMÉ: In der Kunst war es genauso. Das Business war in Köln. Hier gab es nur fünf, sechs Galerien, die bekannt waren. Insofern konnte man sehr experimentell arbeiten. Wer ein paar Akkorde spielen oder einen Pinsel halten konnte, war Künstler, machte Ausstellungen, trat auf.

ZAZIE DE PARIS: Ich erinnere mich an deine Performance in deinem Atelier am Moritzplatz. So etwas hat man nirgendwo gesehen außer in deinem Atelier. Ich habe drei oder vier Auftritte im „Dschungel“ gehabt, Chansons mit Cello auf der Treppe, eine Feier zum 14. Juli, und dann mit der Truppe von Einar Schleaf, da waren alle nackt. Martin Wutke, diese ganzen Schauspieler von Schleaf, alle nackt im „Dschungel“, als Prince auch da war. Für mich war es nie romantisch, es war existenziell. Ich wollte singen, ich wollte das im „Dschungel“ zeigen.

BARBARA KRANZ: Ich bin 1976 hier aufgetaucht, drei Jahre später wurde ich von Lubo engagiert, vom Stammgast zur Kellnerin, weil eine andere Kellnerin, Monika, krank geworden war. Da habe ich mir eine Kellnerjacke aus den fünfziger Jahren besorgt, mit Schalkragen, weinrot-brünett, und eine Lurex-Steghose. Mit diesem Outfit bin ich dann zur Arbeit gegangen, um halb elf, immer das Gleiche. Ich bekam eine Kellnertasche mit Geld drin und habe den ganzen Abend bedient. Ich hab' nichts mitgekriegt, nur geackert, zur Musik kann ich deswegen gar nicht viel sagen. Die Treppe im „Dschungel“ war immer rappelvoll. Man musste aber hoch und wieder runter. Es war körperlich sehr anstrengend, dann war es zwei, drei, halb vier, dann war Ende. Das war wirklich massiv. Danach haben wir uns fix und fertig in die „Leibnizklausur“ geschleppt und haben da bis sechs Uhr gegessen.

SALOMÉ: Oder ins „Trocadero“.

BARBARA KRANZ: Als ich morgens früh die Kellnertasche wieder abgegeben habe, sagte Gerd zu mir: „Was ist jetzt mit Trinkgeld?“ Ich sagte: „Keine Ahnung.“ Und er: „Ja, nimm dir was, fertig.“ Das war so eine Freiheit, ein Vertrauen, das fand ich sensationell. Dann wurde Monika wieder gesund, und ich wollte längst woandershin. Bis zum letzten Tag hab' ich noch im „Dschungel“ gearbeitet, am Morgen danach ging's nach London. Und dann in die nächste Stadt. 1984 habe ich mich entschlossen, einen Laden aufzumachen. Da war über die Hälfte des Freundeskreises weg. Ein kompletter Neustart. 1989 gab es wieder einen absoluten Neustart. Ich habe Berlin immer in Vier-Jahres-Perioden erlebt, bis heute eigentlich, ein Vier-Jahres-Rhythmus, in dem sich alles komplett dreht und man wieder neu einsteigt.

Bei vielen zog sich das Studium damals ewig lange hin, man stand spät auf, hat ein bisschen gejobbt. Wie in Sven Regeners „Herr Lehmann“ wurde einem dann irgendwann klar, dass es nicht ewig so weitergehen konnte.

BARBARA KRANZ: Man sah auch viele Leute wegkippen. Die überall an der Bar saßen und immer noch das gleiche Zeug erzählten wie fünf Jahre zuvor. Von denen man wusste, die kriegen die Kurve nicht mehr. Da wollte man nicht dazugehören.

STEPHAN REBBE: Time to say good bye.



Stammgäste: Schmuckdesignerin Barbara Kranz (links) und Inga Humpe von Ideal („Ich steh' auf Berlin“)



Zehnjahresfeier: Walter Schörling, Karl-Heinz Lubojanski, Todora Osikowski, Michael Schmidt, Gerd Schellenberg (von links)



Wieland Speck und Stephan Rebbe hören begeistert bis skeptisch zu.

SALOMÉ: Ich bin 1983 nach New York gegangen, da war in Berlin für mich schon die Luft raus. Berlin war ein bisschen muffig geworden, Anfang der achtziger Jahre, dicke Luft. Ich hab' mich nicht mehr so wohlgefühlt.

Es kamen aber auch viele amerikanische Künstler zu Besuch, Keith Haring kam eine Woche nach Berlin, und die fanden das ganz toll hier.

SALOMÉ: Natürlich, weil in New York, wie immer, das totale rat race angesagt war, friss oder stirb. Es war ja noch extremer mit dem Erwerbsdruck als hier in Berlin.

WIELAND SPECK: New York war relativ frei in den Siebziger. Ich bin um 1975 nach New York, da war das sehr ähnlich wie in Berlin. Die Achtziger haben es kommerzialisiert.

Am 9. November 1989 war es im „Dschungel“ ruhig. Täuschung die Erinnerung, oder waren wirklich nur drei Gäste da?

JIMMY BAMBA SARR: Ich war DJ in der Nacht.

JURIJ PANFILOWITSCH: Das stimmt nicht. Ich war dran.

WALTER SCHÖRLING: An dem Abend, vielleicht auch in der Woche darauf, haben wir gemerkt: Das war's.

JIMMY BAMBA SARR: Am „Café Kranzler“ waren 100.000 Leute, die ganze Nacht war ich der einzige Schwarze da. Sekt überall, ich habe hundert Mal die Leute „Wahnsinn“ sagen hören. Einer meinte: „Lumumba, gib mir einen aus.“ Jeder sagte Lumumba. Das war unglaublich. Ich bin dann zurück in den „Dschungel“, der war leer. Keiner da.

MARK REEDER: Weil die das nicht kannten.

ZAZIE DE PARIS: Die kilometerlange Schlange war bei Beate Uhse.

Welches war das beste Jahr im „Dschungel“?

WALTER SCHÖRLING: 1988 war der Höhepunkt der Disko-Geschichte. 1989 war es schon nicht mehr so. Da waren auch schon viele aus Ost-Berlin und der DDR herübergekommen, es war Vorwendezeit, das hat man gespürt.

ZAZIE DE PARIS: Das Traurigste war, als aus dem „Dschungel“ ein Restaurant wurde. Für mich war das wie eine Beerdigung.

WIELAND SPECK: Das war eine Rettungsaktion.

WALTER SCHÖRLING: Zwar mit schönen Ideen, aber unfundiert. Auch finanziell unterfinanziert. Es war einfach ein Risiko.

ZAZIE DE PARIS: Das Ende einer Epoche auch.

SALOMÉ: Weil etwas ganz Neues im Osten entstand.

WALTER SCHÖRLING: Wir wollten die Etablierten hier halten.

WIELAND SPECK: Aber wir waren ja auch schon älter geworden, das gehört auch dazu.

WALTER SCHÖRLING: Wir waren schon über 40. In die Disko konnten wir nicht mehr. Was konnten wir denn machen?

HANS-JOACHIM BÖHME: Ich fing erst mit Mitte 40 an zu arbeiten irgendwie.

WIELAND SPECK: Berlin war eine Stadt, die vom Spirit gelebt hat, nicht von der Professionalität. Das war ein schlechtes Wort. Das war die Kälte dieser blöden Städte, die wir nicht wollten.

Also war es im Grunde gut, als es vorbei war?

WIELAND SPECK: Das kann man so nicht sagen. Das ist einfach passiert. Es sind andere Dinge entstanden, die aufregend waren. Und den „Dschungel“ hat es schon sehr lange gegeben, gemessen an anderen Läden.

JIMMY BAMBA SARR: Das Ende war sehr brutal.

WIELAND SPECK: Die Langsamkeit des Endes war brutal. Walter wollte es professioneller beenden, aber die anderen haben nicht mitgezogen. Es war ein langsames Sterben.

CHRISTOPH M. OHRT: Wann habt ihr das Restaurant eröffnet?

WALTER SCHÖRLING: 1991 bis 1993.

CHRISTOPH M. OHRT: Da hab' ich mal meinen Geburtstag gefeiert, fällt mir jetzt ein. Ich hab' noch die Polaroids.

SALOMÉ: Ich erinnere mich, dass ich mit meinem Bruder aus Westdeutschland und seiner Frau im „Dschungel“ zum Essen war. Die fanden es ganz toll, in diesem Raum nur zu sitzen. Mein Bruder hat zu mir gesagt: „Ich stelle mir gerade vor, was für eine tolle Zeit ihr hier erlebt habt.“ Der hat gespürt, dass es Vergangenheit war, aber dass das ein Raum war, in dem was ganz Besonderes stattgefunden hat. Weil er davon auch nur gelesen oder gehört hatte. Und nun saß er da drin. Das war auch die einzige Möglichkeit für ihn, überhaupt jemals reinzukommen. Er hat aber nur noch die Architektur dieses Raums als Überbleibsel gehabt. Das fand ich auch ein bisschen traurig.

War David Bowie jetzt wirklich so oft da? Oder ist das auch nur ein Mythos?

WIELAND SPECK: Wie oft der da war, weiß ich nicht.

WALTER SCHÖRLING: Er war auch schon im alten „Dschungel“ mit Iggy Pop gewesen, am Winterfeldtplatz. Der kam mit Hut und Lodenmantel.

SALOMÉ: Man hat ihn meistens nicht so schnell erkannt, der war ja ganz unscheinbar. Das war so eine typische Bühnen-Persönlichkeit, die aufblüht auf der Bühne, aber wenn er neben dir gestanden hat – den hast du nicht erkannt. Einmal war ich mit Claudia Skoda in einer Galerie, und erst als er gegangen ist, hab' ich mitgekriegt, dass gerade David Bowie da war. Ich hab' den einfach übersehen. Ein ganz unscheinbares Kerlchen.

JURIJ PANFILOWITSCH: Das war das Schöne am „Dschungel“. Die Leute sind da auch deswegen reingekommen, weil sie in Ruhe gelassen wurden.

JIMMY BAMBA SARR: Berlin hatte kein Starsystem. Ich habe nie erlebt, dass mal jemand nach einem Autogramm gefragt hat.

BIBO LOEBNAU: Ich war ein großer Bowie-Fan, seit ich 15 war, bin zu seinem Konzert 1983 im Sommer in der Wald-bühne extra aus Bremen angereist. Nach dem Konzert sind wir wieder in den „Dschungel“. Walter empfing mich mit den Worten: „Bowie & Co. haben die zwei Tische da reserviert.“ Und wir natürlich gleich an den dritten. Und saßen dann da und warteten stundenlang. Irgendwann bin ich aufgestanden, weil ich aufs Klo musste, bin die Wendeltreppe runter – und am Fuß stand der Meister vor mir. Ich hab' ihn freundlich vorbeigelassen, ganz höflich, bin aber sofort hinterher. Meine Leute am Tisch guckten etwas irritiert, dass ich da nun mit ihm mitten in seiner Entourage auf der Wendeltreppe wieder hochkam. Und dann saß man da stundenlang, auf diesem „Dschungel“-Sofa, mit dem Arm nach hinten, so Rücken an Rücken. Und irgendwann lehnte er sich zurück, und dieses zarte Köpfchen – ich bin erstarrt. Dieser Arm! Einer von uns hat dann die Security gefragt, ob er Mr. Bowie denn nach einem Autogramm fragen dürfte. Und der war ganz begeistert: Endlich fragt mal einer! Stand auf, nahm ihn in den Arm und brachte uns Mädels um den Verstand: „Wollt ihr nicht auch Autogramme?“ Für mich war es natürlich das Größte.

HANS-JOACHIM BÖHME: Ich kann mich an einen Abend erinnern, da hatte Jean-Paul Gaultier eine Modenschau im ICC und wurde anschließend in den „Dschungel“ gekarrt. Als er anfangs oben saß, hat sich keiner hochgetraut. Es war wirklich stundenlang oben leer.

JURIJ PANFILOWITSCH: Wer war da oben?

HANS-JOACHIM BÖHME: Gaultier.

JURIJ PANFILOWITSCH: Wer war da oben?

JÜRGEN VOGEL: Jean-Paul Gaultier!



Mark Reeder, 1958 in der britischen Stadt Manchester geboren, ist ein Urgestein der Berliner Post-Punk- und Techno-Szene. Der stets edel uniformierte Musiker, Produzent und Labelbetreiber veröffentlichte auf seinem eigenen Label Künstler wie Paul van Dyk und Projekte wie Cosmic Baby. 1983 organisierte er ein geheimes Ost-Berliner Konzert für Musiker und Labelbetreiber veröffentlichte auf seinem eigenen Label Künstler wie Paul van Dyk und Projekte wie Cosmic Baby. 2009 veröffentlichte Reeder sein Album „Reordered“, 2011 erschien sein Compilation-Album „Five Point One“ und 2017 „Mauerstadt“. Mark Reeder arbeitet mit seinem Label „MFS“ heute als Musikproduzent und Remixer. In diesem Monat erscheint das von ihm produzierte Album „Fragment“ der chinesischen Underground-Band Stolen, die er in Chengdu entdeckt hat. Wenn er nicht gerade durch die Welt reist, lebt er mit seiner Frau in Berlin.



Fiona Bennett wurde 1966 in Brighton geboren und zog 1972 mit ihren Eltern von Großbritannien nach Berlin. Als Schülerin jobbte sie im bekannten „Café Savigny“, 1982 war sie zum ersten Mal im „Dschungel“. In einem der wenigen Hut-Ateliers der Stadt erlernte sie das Handwerk der Modistin. In den frühen neunziger Jahren schuf sie das erste Kostümkonzept für Rammstein – darunter den berühmten Feuermantel von Till Lindemann. 1994 wurde sie von Vivienne Westwood als Lehrbeauftragte an die Hochschule der Künste berufen, die heutige Universität der Künste. 1999 eröffnete Fiona Bennett ihr eigenes Ladengeschäft in Berlin-Mitte. Auch internationale Prominenz kauft ihre Hüte. Seit 2012 ist Fiona Bennett mit ihrem Schaufenster-Atelier an der Potsdamer Straße ansässig. Das Shop-Design hat sie gemeinsam mit ihrem Partner Hans-Joachim Böhme entworfen. 2013 erschien ihr Buch „Vom Locken der Federn“.

Vierzehn über vierzig Jahre

Sie waren dabei, als der „Dschungel“ seine Blüten trieb – und als wir darüber sprachen. Die Teilnehmer der Erinnerungsrunde in Porträts.

Von Bibo Loebnau
Fotos Daniel Pilar



Barbara Kranz wurde 1957 in Lübeck geboren, 1976 zog sie nach Berlin. Die nächsten zwei Jahre verliefen wie im Rausch: Sie stürzte sich ins Nachtleben, jobbte als Dekorateurin bei Karstadt, renovierte das „SO36“ bis zur Eröffnung 1978 und ging in den alten „Dschungel“ am Winterfeldtplatz. Dank ihrer Erfahrung als Kellnerin wurde sie 1978 im neuen „Dschungel“ vom Stammgast zur Mitarbeiterin. Später lebte und arbeitete sie in London und New York, kaufte dort Secondhand-Klamotten und Plexiglas-Schmuck ein und verkaufte die Stücke in Berlin gewinnbringend. Sie jobbte als Location-Scout für Fotoproduktionen, machte Musik und Mode. Anfang der achtziger Jahre waren Haarspangen, Gürtelschnallen und Schmuck aus Metall angesagt, also hämmerte Barbara Kranz abgefahrene Stücke zusammen, die sie in ihrem Laden „Rio Modeschmuck“ an der Bleibtreustraße verkaufte. Den Laden betreibt sie bis heute.



Stephan F. Rebbe wurde 1961 in Bad Schwartau geboren und wuchs in der klassischen deutschen Provinz auf. Seit der ersten Klassenreise nach Berlin 1977 war ihm klar, dass er hier studieren wollte. Im Januar 1983 war es dann endlich soweit. Der magische „Dschungel“, den er bald aufsuchte, wurde schnell zum Stammlokal. Im Kempinski arbeitete er als Bankettkellner. Prominenten wie Harald Juhnke war er beim Feiern behilflich – bevor er dann gegen zwei Uhr selbst loslegte. Kurz vor dem Fall der Mauer zog Rebbe nach Hamburg. Dort gründete er Anfang der neunziger Jahre mit einem Kumpel aus Berliner Tagen eine Werbeagentur. Seine Anteile an dieser Agentur hat er vor zwei Jahren verkauft. Seitdem kümmert er sich nur noch um Dinge, die ihm Spaß machen: seine Frau, seine drei Kinder und seinen Pudel Ernie. Er hilft Start-ups und freut sich über sein Engagement am Hotel „Bikini Island & Mountain“ auf Mallorca.



Hans-Joachim Böhme, 1959 in Neureut geboren, dem nördlichsten Stadtteil von Karlsruhe, zog 1979 zum Arbeiten nach Berlin. In seiner Freizeit spielte er in einer Playback-Klamauk- und einer Travestie-Show mit. Erst gründete er das Mode-Label „Kalif“, dann „billboard Design“, eine Firma für Ausstellungsgestaltung und Messebau. Von 1980 an war Hans-Joachim Böhme Stammgast im „Dschungel“ – mal blondiert, mal schwarz, mal braun, mal pink. 1988 begegnete er erstmals Fiona Bennett (allerdings nicht im „Dschungel“), die Jahre später seine Lebens- und Arbeitspartnerin wurde. 1991 gründete Böhme die Galerie „billboard Artspace“ in Kreuzberg, seit 2012 betreibt er mit Bennett ihr Hutgeschäft. Im vergangenen Jahr gestalteten die beiden „The First Flush“, die unterirdischen Sanitäräume des „Wintergartens“. Dabei hat sie auch ihre „Dschungel“-Zeit beeinflusst – indem sie einen Ort erschufen, den es so nur einmal gibt.



Jurij Panfilowitsch wurde 1961 im beschaulichen Berlin-Friedenau geboren. Seine Musikkarriere begann er mit 13 Jahren als Gitarrist mit ersten Gigs in „Joe's Schnapshaus“ und im „Prälat“ in Schöneberg. Instrumente, Musikstile und Locations wechselten im Laufe der Jugend. Nebenbei jobbte er (unter anderem als Bordellmaler, Sitzmonteur und Tonmann) und studierte (Politologie). 1980 war Panfilowitsch zum ersten Mal als Gast im „Dschungel“, später legte er dort auf. Mit seiner Band Flucht nach vorn trat er in Berlin, der Schweiz und Italien auf, jobbte als DJ im „Aleph“ in Rimini, war Party-DJ für Westbam und Prince, produzierte jamaikanische Rapper, reiste zum Arbeiten mit afrikanischen Musikern in den Senegal und war DJ in angesagten Clubs der Neunziger – wie „90 Grad“, „Tacheles“ und „Tresor“. Dank eines zwischenzeitlichen Jobs in einem Plattenladen besitzt er eine beeindruckende Musiksammlung.



Jürgen Vogel wurde 1968 in Hamburg geboren. 1985 zog er zu seinem Kumpel Richy Müller in eine Wohngemeinschaft an der Potsdamer Straße in Berlin. Er jobbte unter anderem in der Küche des angesagten Restaurants „Exil“ in Kreuzberg. Damals machte der Schauspieler mit dem markanten Lachen Erfahrungen, die er für das direkte und authentische Spiel nutzt, für das er geschätzt wird. Mit seiner mutigen Rolle als Vergewaltiger im Spielfilm „Der freie Wille“ gelang Jürgen Vogel einer seiner größten Erfolge. Bei der Berlinale 2006 zeichnete ihn die Jury für seine künstlerische Gesamtleistung als Schauspieler, Ko-Autor und Ko-Produzent des Films mit dem Silbernen Bären aus, im selben Jahr wurde er als bester Darsteller beim Tribeca-Film-Festival und mit dem Silver Hugo Award beim Chicago-Film-Festival geehrt. Wenn er nicht gerade dreht, kurvt Jürgen Vogel noch immer auf seiner Vespa durch Berlin.



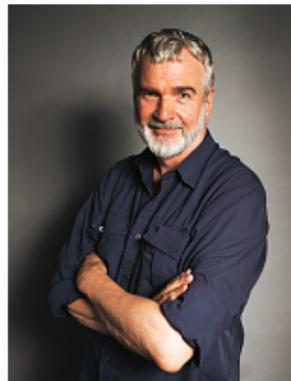
Christoph M. Ohrt wurde 1960 in Hamburg geboren. Nach der Schauspiel-Ausbildung in Hamburg und New York zog er 1982 nach Berlin. Die ersten Engagements in Kino- und Fernsehfilmen (etwa in „Die Vier aus der Zwischenzeit“ in der SFB-Reihe „45 Fieber“) ermöglichten es ihm, im „Dschungel“ das eine oder andere Getränk auf der legendären Wendeltreppe, an den Bars oder oben auf der Empore an einem der heißbegehrten Tische zu sich zu nehmen. Getanzt wurde auch ... In den achtziger Jahren pendelte er zwischen Berlin und Paris (und Wiesbaden, der Arbeit wegen), in den Neunzigern zwischen Berlin und Los Angeles (halb Arbeit, halb Vergnügen). Ende des vergangenen Jahrhunderts kehrte er mit seiner Familie ganz nach Berlin zurück, der Arbeit wegen. Los Angeles spielt weiterhin eine große Rolle in seinem Leben, da seine Kinder dort leben. Den „Dschungel“ vermisst er seit nunmehr fast 30 Jahren.



Zazie de Paris erblickte irgendwann vor 1950 als Solange Dymenzstein in Paris das Licht der Show-Welt, wuchs als Kind jüdischer Eltern in Frankreich und Israel auf und entdeckte früh ihre Leidenschaft für die große Bühne. Sie bekam eine Ballettausbildung an der Pariser Oper und arbeitete zwölf Jahre lang als klassische Tänzerin. Als sie irgendwann genug von harter Disziplin hatte, wechselte sie in die Underground-Szene. Sie zog nach Berlin und eröffnete den legendären Nachtclub „Roxy“. Regisseur Peter Zadek brachte die sexuelle Schauspielerin zu Beginn der Achtziger ans Schillertheater in Berlin. Unter namhaften Regisseuren spielte sie im Laufe der Jahre auch am Theater des Westens und am Hamburger Schauspielhaus. Seit 2015 spielt sie im „Tatort“ an der Seite des Frankfurter Kommissars Brix dessen Mitbewohnerin Fanny. Angst hat die Schauspielerin und Sängerin nur vor Dummheit, Schlangen, Kühen und Einsamkeit.



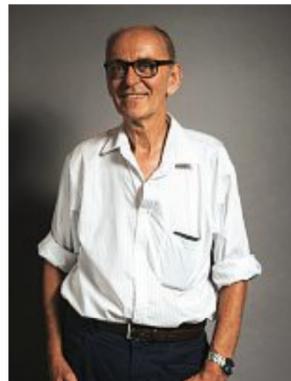
Jimmy Bamba Sarr wurde 1947 in Kaolack im Senegal geboren und überquerte als Flüchtling die Pyrenäen zu Fuß, um nach Frankreich zu kommen. In Paris sang er in den siebziger Jahren im Musical „Hair“, arbeitete als Schauspieler am Theater und beim Film. Im berühmten Nightclub „Pacha“ auf Ibiza war er PR-Manager. Er spielte Fußball mit Bob Marley, hing in der Kopenhagener „Freistadt Christiania“ mit den Hippies ab und in den Achtzigern mit den Punks in Kreuzberg. Viele Jahre war er DJ im „Dschungel“. Zur Afterparty in den frühen Morgenstunden nahm er – sehr zum Missfallen seiner Frau – auch schon mal U2-Sänger Bono oder David Bowie mit zu sich nach Hause. Später war er Moderator bei „Radio Multikulti“ und präsentierte viele „African Music Events“. Jimmy Bamba Sarr ist mit vielen afrikanischen Popstars befreundet und besitzt eine Plattensammlung, um die ihn manche DJs beneiden.



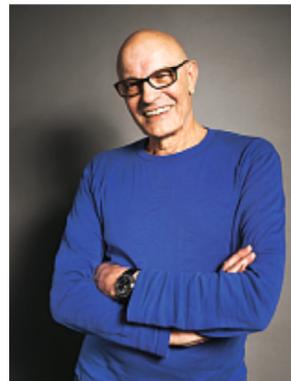
Wieland Speck, 1951 in Freiburg im Breisgau geboren, zog 1972 nach Berlin, wo er Germanistik, Theaterwissenschaften und Ethnologie an der Freien Universität studierte. 1978 spielte er einen Gigolo an der Seite von David Bowie in David Hemmings Film „Schöner Gigolo, armer Gigolo“, 1981 war er Moderator beim legendären Festival „Geniale Dilletanten“ im Berliner Tempodrom. Im „Dschungel“ waren er, Walter Schörling und die weiteren Bewohner ihrer Männerkommune zu Hause. Im Jahr 1985 führte er erstmals Regie – für die homosexuelle Ost-West-Liebesgeschichte „Westler“ mit Zazie de Paris. Für die Sektion Panorama der Internationalen Filmfestspiele Berlin arbeitete Speck seit 1982. Mit Manfred Salzgeber gründete er 1987 den Teddy Award, den queeren Filmpreis der Berlinale. Bis 2017 war er Programmleiter der Sektion Panorama, nun ist er deren Berater und kuratiert 2019 das Jubiläumsprogramm.



Bibo Loebnau wurde 1963 in Bremen geboren. Zum Studium der Germanistik und Publizistik zog sie 1983 nach Berlin. Studiert wurde in den nächsten Jahren vor allem das Nachtleben – vornehmlich im „Dschungel“, wo sie David Bowie und Iggy Pop traf, und im „Pinguin Club“, wo sie Mark Reeder kennenlernte. Ernst wurde es erst im Oktober 1989, als sie ihr Volontariat bei der Boulevardzeitung „B.Z.“ begann. Schon einen Monat später bröckelte die Mauer. Nach Jahren als Journalistin in Berlin und Hamburg und anschließender PR-Arbeit bei Sat.1 gründete sie 2007 ihre eigene PR-Agentur und schrieb, angestiftet von ihrem Freund Hape Kerkeling, ihren ersten Roman: In „Zoe“ sorgen die Erlebnisse der Autorin im „Dschungel“ und das Leben im West-Berlin der Achtziger für den schillernden Hintergrund. Inzwischen sind weitere Romane erschienen – und eine Website über den „Dschungel“.



Walter Schörling, 1949 in Bremen geboren, studierte in den Siebziger Germanistik und Politologie an der FU Berlin. Nach seinem Coming-out lebte Schörling in Männerkommunen. Er war in der Berliner Schwulenbewegung aktiv und publizierte über Homosexualität und Geschlechterrollen. Zusammen mit Freunden betrieb er den „Dschungel“ am Winterfeldtplatz – der nach dem Umzug an die Nürnberger Straße zum namhaftesten Nachtklub West-Berlins wurde. Gemeinsam mit Salomé und Luciano Castelli war er Mitglied der Band Geile Tiere. Als das Restaurantprojekt „Dschungel“ Anfang der neunziger Jahre gescheitert war, fand Schörling in verschiedenen Eventagenturen und als Leiter einer Werbe-filmproduktion neue Arbeitsfelder. Gemeinsam mit seiner Kusine Bibo Loebnau gestaltete er vor ein paar Jahren die Memory-Website „dschungelberlin.de“. Heute lebt er in seinem Elternhaus in Bremen.



Salomé wurde 1954 in Karlsruhe geboren. Nach einer Ausbildung zum Bauzeichner zog er 1973 nach Berlin, um an der damaligen Hochschule der Künste zu studieren. Bereits 1977 gründete er die legendäre Künstlerlebenshilfe „Galerie am Moritzplatz“ in Kreuzberg. Mit dabei waren die Maler Rainer Fetting, Bernd Zimmer, Helmut Middendorf und andere. Nachts jobbte er in Kneipen und Diskotheken und stieß irgendwann zum „Dschungel“-Team. Dort gründete er auch die Band Geile Tiere mit Luciano Castelli und Walter Schörling. Durch den Erfolg der Ausstellung „Heftige Malerei“ im Haus am Waldsee in Berlin avancierte Salomé zu einem der wichtigsten Vertreter der „Jungen Wilden“. Er hatte Ausstellungen im Museum of Modern Art in New York, bei der Biennale in Sydney und der Documenta 7 in Kassel. Seine Werke sind in den wichtigsten internationalen Sammlungen und Museen vertreten. Salomé lebt und malt in Berlin.



Bruno Jonas, geboren 1952 in Passau, ist Kabarettist und Autor. Seine wirkungsvollen Auftritte prägten unter anderem die Sendung „Scheibenwischer“.



„Ich bin ein Querulant“

Bruno Jonas über Seehofer und Söder, Hetze und Haltung, CSU und AfD und den Hang der Bayern zum großen Drama

Interview Timo Frasch, Fotos Jana Mai

Herr Jonas, wie lautet Ihr Fazit zu 100 Jahren Freistaat Bayern?

Ich habe das Gefühl, dass der Freistaat nicht nur 100 Jahre existiert, sondern 1000. Das ganze Gebilde wirkt sehr gut verankert, gefestigt, geschlossen, wie ein mächtiger Vierkanthof, der aus meiner Sicht die Grundhaltung des bayerischen Lebens zum Ausdruck bringt: d'Sach z'ammhalten.

D'Sach z'ammhalten erinnert an eine Festung. Warum konnte Bayern trotzdem für so viele Zugereiste zur Heimat werden?

Bayern ist erst durch Zugereiste entstanden, durch Kelten, Böhmen, Slawen und zurückgebliebene Römer. Das waren die ersten Bayern! Dadurch ist das „Mia san mia“ gewachsen: das Bewusstsein, dass alle Zuagroaste sind. Die Zuagroasten haben sich zu Vollbayern entwickelt.

Edmund Stoiber hat in dieser Zeit die Theorie vertreten, dass die neu Zugereisten ein Problem für die CSU seien, weil sie die Loyalität zur Partei nicht mit der Muttermilch aufgesogen hätten. Ist da was dran?

Das kann schon sein, dass er da recht hat. Immer mehr Neubayern bestellen lieber einen grünen Smoothie. Und die Enttäuschten und Unzufriedenen ordern einen deutschen Korn. Ganz out ist die rote Brause!

Der Sozialist Kurt Eisner hat den Freistaat gegründet. Gibt es noch Spuren von Sozialismus und Revolution in Bayern?

Nicht viel mehr als eine schöne Geschichte von Oskar Maria Graf. In der beschreibt er, wie einst im Münchner Schwabinger Bräu die Unabhängigen Sozialdemokraten und die anderen Sozialdemokraten zusammengewachsen sind, draußen liefen die Freikorps rum, eine brenzlige Situation. Die Frage im Wirtshaus war: Mach ma a Revolution oder mach ma koane? Irgendwann soll einer auf die Bühne gegangen sein und gesagt haben: Dann mach ma hoid a Revolution, damit a Rua is. Aus der Ruhe heraus die Unruhe zur Ruhe bringen – auch das ist etwas typisch Bayerisches.

Der bayerische Ministerpräsident Markus Söder ist der Meinung, dass auch das Kreuz zu Bayern gehört. Wie fanden Sie seinen entsprechenden Erlass?

Ungeschickt. Ich hätte ihm als Politikberater gesagt: Pass auf, Markus, wir setzen uns jetzt mal mit dem Kardinal Marx zusammen und mit dem Heiligen Bedford-Strohm, und die Charlotte Knobloch nehmen wir auch noch

dazu. Dann führen wir eine schöne Debatte über die christlich-jüdische Prägung Bayerns, entscheiden uns dann gemeinsam für eine Aktion und lassen schöne Fotos davon machen. Aber Söder hat einen Alleingang gewagt. Eigentlich sehr bayerisch, dieses Vorgehen. Aufstehen und auftrumpfen! Er ist ohne Absprache vorgestürmt und hat gesagt: So, jetzt häng' ich mal ein Kreuz auf.

Hat er in der Sache Recht?

Ich habe in der Schule gelernt: Karl Martell wehrte 732 in der Schlacht bei Tours und Poitiers die Araber ab. Wenn das stimmt, dann ist Europa zumindest nicht primär arabisch geprägt.

Kardinal Marx hat Söder vorgeworfen, er spalte mit seinem Erlass die Gesellschaft.

Als Laientheologe und ehemaliger Oberministerant muss ich sagen: Das ist, mit Verlaub, Unsinn. Jesus ist für die ganze Menschheit am Kreuz gestorben. Für alle! Das Kreuz kann daher gar kein Symbol der Spaltung sein. Ich verstehe aber natürlich schon, dass die katholische Kirche die Kompetenz fürs Kreuz ganz alleine für sich haben will. Der steckt der Investiturstreit ja immer noch in den Knochen. Aber natürlich hat das Kreuz nicht nur eine religiöse, sondern auch eine kulturelle Komponente, da brauchen wir uns doch gar nichts vormachen. Das Kreuz dient in vielfacher Hinsicht als Symbol für alles Mögliche. Es ist ja sogar auf dem Schweizer Messer drauf.

Selbst die bayerische FDP kämpfte gegen den Kreuz-Erlass und rief: Aufklärung!

Da freu' ich mich aber, dass sich die FDP auf dieses große Erbe beruft. Ich bin absolut dabei, wenn es um die Trennung von Kirche und Staat geht. Die haben wir aber nicht. Oder warum wird die Kirchensteuer vom Staat erhoben? Falls die FDP demnächst in Bayern mitregieren darf, wird sie also für die strikte Trennung von Kirche und Staat kämpfen.

Die FDP brachte auch die liberalitas bavariae in Erinnerung. Wie würden Sie die beschreiben?

Bei der muss man ein bisschen genauer hinschauen. Das ist die Freiheit, die dem Andersdenkenden zwar die Chance lässt, dass auch er sich mal äußert – aber es sollte möglichst keine Wirkung haben. Leben und leben lassen – im Ideal gedacht ist das sehr schön. Aber es kann auch bedeuten: Lass ma mei Rua. Oder: Mir lassen die anderen schon leben, aber sie missens scho selba hibringa. Von

der Toleranz zur Indifferenz ist es beim Bayern nicht weit. Auch dafür gibt es einen Satz: Gar ned erst ignorieren.

Der wurde zitiert, als sich die CSU im Sommer gegen eine Demonstration unter dem Titel „#ausgebetzt“ mit eigenen Plakaten zur Wehr setzte. In besseren Zeiten, hieß es, hätte die CSU solche Proteste nicht mal ignoriert.

Das wäre diesmal auch besser gewesen. So hat die CSU gezeigt, dass sie getroffen ist, dünnhäutig. Das steht ihr nicht.

Viele Vertreter Ihrer Zunft, wenn ich Sie da eingemeinden darf ...

... nein! Ich bin ein Querulant!

... haben mitdemonstriert, sich öffentlich gegen die CSU und deren Sprache gestellt. Warum Sie nicht?

Wenn man als Kabarettist auf einer Demonstration auftritt, kann man den Leuten nur nach dem Mund reden. Man wird gebucht als Empörungsdienstleister. Unter Satire verstehe ich etwas anderes. Nämlich: Querdenken nicht nur zu den Herrschenden, sondern zum herrschenden Denken. Im Übrigen: Wenn da auf der Demonstration mit Blick auf die CSU gerufen wird „Faschistenpack“, wenn der Friedrich Ani, ein Schriftsteller, der berufsmäßig mit Worten umgeht, in einem Zeitungsbeitrag schreibt, Seehofer stehe dem Gedanken der Nächstenliebe so fern wie Beate Zschäpe, dann ist das für mein Empfinden auch unter Hetze einzuordnen. Die Verrohung der Sprache gibt es auf beiden Seiten.

Es heißt, angesichts der AfD sei es nun Zeit, Haltung zu zeigen.

Ich zeige Haltung. Ich möchte sie nur nicht vorgeschrieben bekommen. Kabarett ist, wenn man trotzdem denkt.

In Ihrem Buch „Totalschaden“ haben Sie 2016 geschrieben: „Diese AfD nervt! Aber nicht nur. Sie amüsiert mich auch. Ich bin dankbar dafür, dass es sie gibt, weil sie die Altparteien aufscheucht, die vor lauter Angst um Wählerstimmen wie die Hühner durcheinanderlaufen, wenn der Fuchs in den Stall einbricht.“ Sehen Sie das immer noch so?

Ja.

Was sollten die anderen Parteien tun?

Es reicht nicht, die AfD zu beschimpfen oder über sie zu sagen, dass sie die Schande Deutschlands sei, um damit unausgesprochen klarzustellen, man selbst gehöre zur

Zierde des Landes. Man hört ja immer, man müsse die AfD „stellen“. Ich bitte darum. Aber dann mit Argumenten und nicht mit Debattenverweigerung, so wie Söder und andere im Wahlkampf das getan haben. Ich stelle in dem Buch übrigens die berechtigte Frage: Wird das Richtige falsch, wenn es der Falsche sagt, oder gibt es ein richtiges politisches Handeln über alle partei-ideologischen Schranken hinweg?

Sagt die AfD denn das Richtige?

Zumindest legt sie das Glaubwürdigkeitsproblem der heutigen Politik offen. Die Union war immer für die Kernenergie. Dann, nach Fukushima, musste man von einem Tag auf den anderen Angst haben, dass Seehofer sich an die Gleise kettet, um gegen Castor-Transporte zu demonstrieren. Oder die Aufnahme der Flüchtlinge 2015: Die Willkommenskultur hat Merkel unter Umgehung aller demokratischen Instrumente ganz allein beschlossen – wie ein römischer Konsul. Dazu kommen die fortgesetzten Rechts- und Vertragsbrüche: Maastricht, Dublin und was da nicht alles mit dicken Füllfederhaltern unterschrieben und dann nicht eingehalten wurde. Ich sage es mal so: Die anderen Parteien können froh sein, dass in der AfD so viele Nazis drin sind, sonst würde sie noch viel mehr gewählt werden.

Hätten Sie so etwas auch zu den Zeiten gesagt, als Sie noch in der ziemlich linken Sendung „Scheibewischer“ zu sehen waren?

Wenn Sie erlauben, zitiere ich mich hier mal selber: Immer öfter bin ich nicht mehr meiner Meinung.

Wie genau sah Ihre Entwicklung aus?

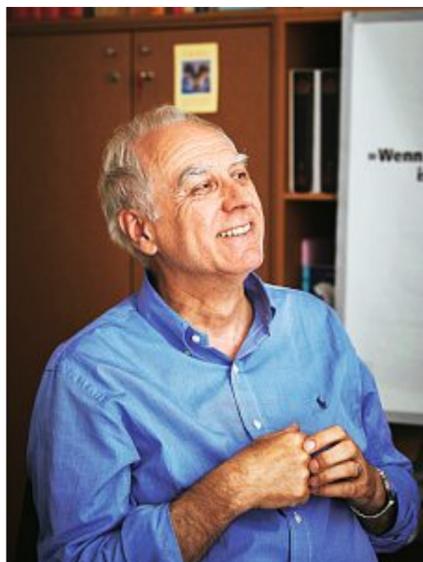
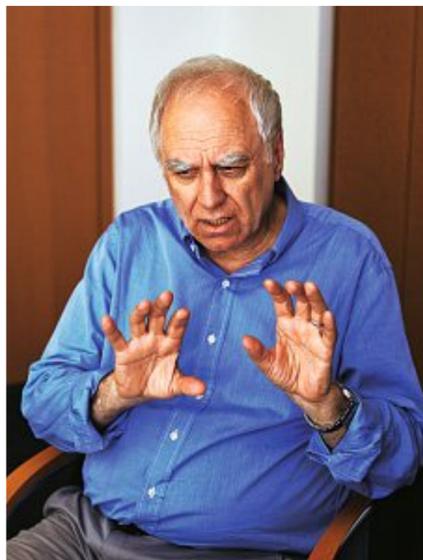
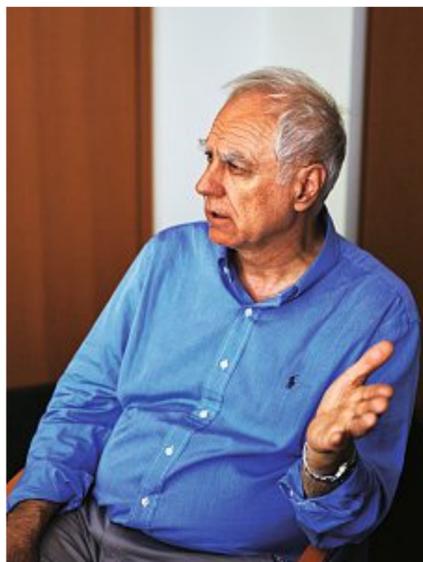
Die großen Kabarets der alten Bundesrepublik, die Münchner Lach- und Schieß oder das Düsseldorfer Kom(m)ödchen, die waren SPD-affin. Den Willy Brandt, den ich für seine Spannungspolitik sehr bewunderte, habe, den wollten auch die Kabarettisten als Kanzler. Ich erinnere an die SPD-Wählerinitiative. Satire wollte damals konstruktiv sein, also nicht so fundamental zersetzend, wie ich sie heute verstehe, wie sie vielleicht auch Karl Kraus begriffen hat. Spätestens mit der ersten Regierung Merkel ging das bei mir klar in diese Richtung. Ich möchte dem Publikum nicht vorschreiben, wann es zu lachen hat. Mein Publikum ist mündig, intelligent und hat Humor! Vor langer Zeit haben wir im „Scheibewischer“ eine Nummer über misslungene Integration gespielt. Da sagten die Kollegen: Müssen wir das machen, gibt es keine anderen Themen? Wie die SPD heute. Die sagt auch dauernd: Reden wir doch nicht über Flüchtlinge, sondern über Wohnen, über Bildung, über Pflege! Ganz falsch. Man muss über alles reden, was die Leute bewegt.

Den ganzen Sommer wurde doch über nichts anderes als über Flüchtlinge geredet. CDU und CSU hielten mit ihrem Asylstreit die ganze Republik in Atem.

Also mich haben sie nicht so in Atem gehalten. Als Kabarettist habe ich da eher amüsiert zugeschaut und mich gewundert. Was da geschimpft und gewarnt und gemahnt wurde! Von Schmierentheater war die Rede, davon, dass Europa am Abgrund stehe. Die CSU habe Europa in Geiselhaft genommen: Hä? Weil zwei sich streiten? Ich hab' immer gedacht, das sei Demokratie. Und dann, als sie sich irgendwie geeinigt hatten, hieß es, das betreffe ja nur ein paar Flüchtlinge. Dafür habe sich der Streit doch gar nicht gelohnt. Da frag' ich mal: Soll man vielleicht auch den Mord-Paragrafen abschaffen, weil relativ wenig Leute umgebracht werden? Entweder das Recht gilt, oder es gilt nicht. Das Recht gilt auch, wenn es nicht zur Anwendung kommt.

Sie finden nicht, dass es die CSU übertrieben hat, gerade sprachlich?

Als Kabarettist habe ich über viele Jahre die sprachliche Zuspitzung, die Überhöhung gesucht, da hätte man auch oft sagen können: Geht's nicht ein bisschen vorsichtiger? Auf das Wort „Asyltourismus“, das Söder benutzt hat, hätte ich allerdings verzichtet. Es ist weder originell noch trifft es den Kern dessen, was es vorgibt zu beschreiben. Davon abgesehen leben wir in einer hypermoralischen, übersensibilisierten Zeit. Jedes Wort wird auf die Goldwaage gelegt: Ist es zu zynisch, entspricht es der allgemeinen moralischen Strömung, oder müssen wir da noch weiter differenzieren? Man könnte Sprache auch mal wieder zur Verständigung nutzen. Die Frage ist, ob das



„Kabarett ist, wenn man trotzdem denkt“: Bruno Jonas zeigt gerne Haltung – lässt sie sich aber sehr ungerne vorschreiben.

„Ich bin ein Querulant“

noch erlaubt ist. Heute darf nicht nur jeder sagen, was er kann, heute darf auch jeder verstehen, was er will. In der Kommunikation liegt der Schwerpunkt auf dem, der meint, etwas verstanden zu haben – das, was einer wirklich gemeint hat oder sagen wollte, ist sekundär. So funktionieren auch viele Medien. Du kannst die Dinge dann zwar klarstellen. Aber sie sind in der Welt, und du wirst schnell in die rechte Ecke gestellt.

So wie Seehofer nach seinem missglückten Scherz von den 69 Abgeschobenen zu seinem 69. Geburtstag?

Darüber macht man keinen Gag. Im persönlichen Gespräch hätte man gesagt: Ach komm, Horst, red doch kein' Schmarren – dann wäre es gut gewesen. In der Öffentlichkeit ist es natürlich etwas anderes. Ich glaube trotzdem nicht, dass Seehofer ein Zyniker ist. Ich glaube, dass er ein Horst ist, der manchmal den Vollhorst nicht kontrollieren kann.

Finden Sie Seehofer lustig?

Wenn Sie das im Sinne von Realsatire meinen, muss ich es verneinen. Entweder etwas ist Satire, dann ist es Kunst. Oder es ist Politik. Man sollte die Sphären nicht vermischen. Ich sehe Seehofer eher als einen Bruder Leichtfuß, der sich oft ein Bein stellt, was ihn aber auch irgendwie sympathisch macht. Er neigt zum Entertainer. Meine Frau zum Beispiel mag ihn. Er hat auch etwas Lausbübisches. Seehofer ist der, der sich unten im Hof bei den Radln rumtreibt und etwas im Schilde führt. Er betrachtet die Radln, und auf einmal kommt ihm eine Idee, und er sagt sich: Jetzt lass i mal die Luft aussa. Und dann steht er an der Ecke und freut sich, wenn der Besitzer des Radls merkt, dass der Reifen platt ist.

Wie finden Sie Söders Humor?

Ich habe ihn mal im Fernsehen bei einer Starkbierveranstaltung beobachten können. Er machte ein paar witzige Bemerkungen darüber, wie lange Seehofer wohl noch im Amt bleibe. Das war komisch. In einem Interview äußerte ich den Verdacht, dass ihm diese Gags einer seiner Redenschreiber aufgeschrieben hat. Daraufhin erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mich bat, zur Kenntnis zu nehmen, dass er alle Gags selber erfunden habe. Ich dachte: Da schau her, der Söder hat Humor! Den er nach der Wahl sicher gut brauchen kann.

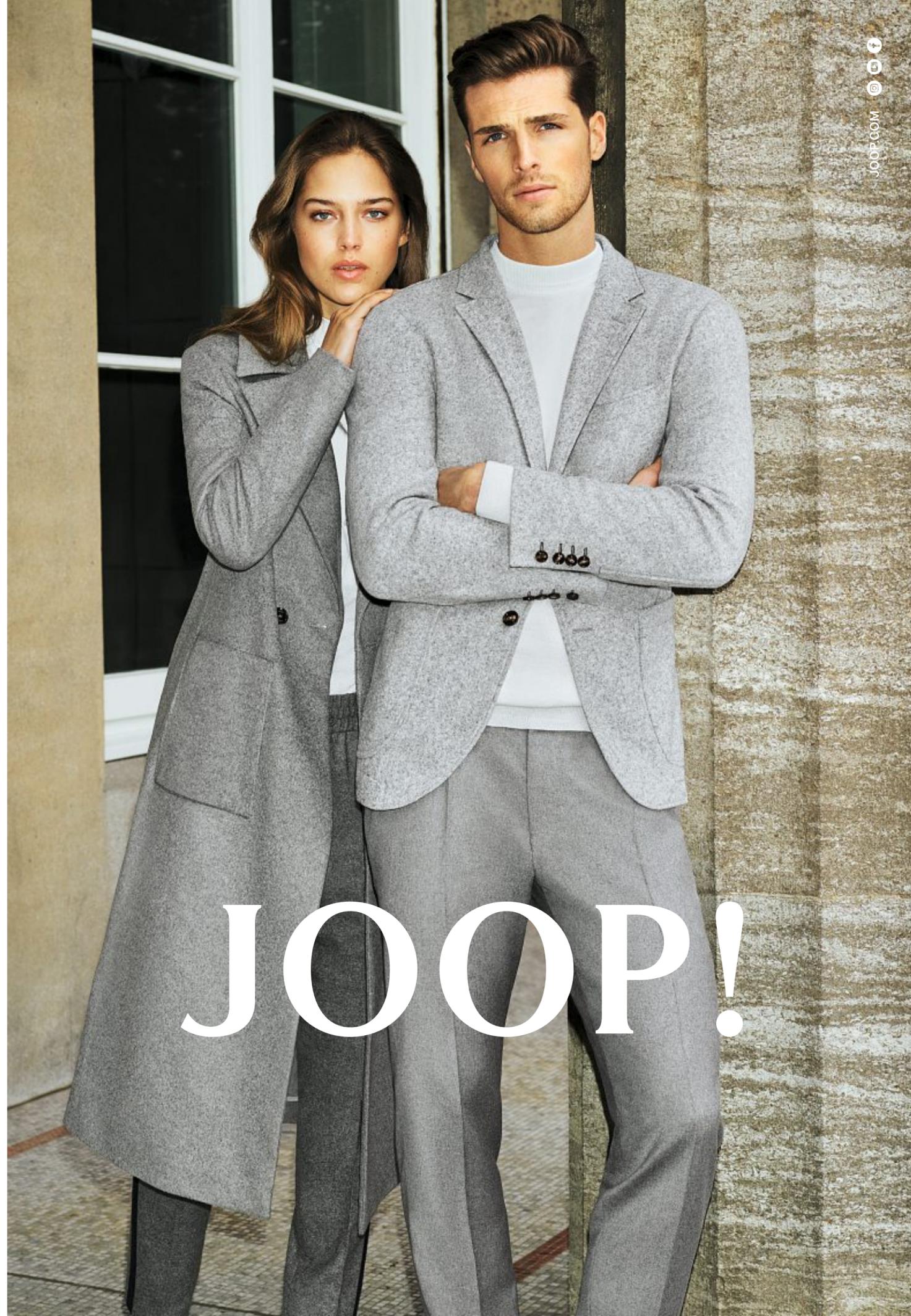
Sie haben gesagt, Kunst und Politik müsse man trennen. Aber ist nicht gerade das bayerische Welttheater der Beweis, dass sich beides gar nicht trennen lässt?

Die Bayern haben mit Sicherheit einen Hang zum Dramatischen, zur Darstellung. Die trumpfen gern auf. Das merkt man schon an den Trachten, wenn das Charivari mit den Hauern der Wildsau an der Lederhose hängt. Oder denken Sie an die Schützenkönige mit ihren schweren Ketten. Der Bayer lässt sich gerne anschauen. Lass di oschaun, obst wos gleich schaugst, das ist im Bayerischen eine feste Redewendung. Inhalt ohne Optik gibt es in Bayern nicht. Seehofer wie Söder bedienen das natürlich, anders als zum Beispiel Günther Beckstein. Der wirkte, zumindest als Ministerpräsident, immer wie der oberste Sachgebietsleiter von Bayern.

Sie waren am Nockberg drei Jahre der Bruder Barnabas. Bedauern Sie bei der Stofffülle, die von der bayerischen Politik im vergangenen Jahr geliefert wurde, dass Sie aufgehört haben?

Nein. Dreimal hab' ich die bayerische Politikerelite vor mir gehabt. Das war schön, aber dann hat es mir gereicht. Die mediale Begleitung dieser Veranstaltung hat für mich überhandgenommen. Du bist mit der Rede fertig, dann rennen die Kamerteams auf die Politiker zu und fragen, wie Sie es gefunden haben, sind Sie vielleicht zu schlecht weggekommen, warum hat man Sie nicht erwähnt und so weiter. Dann wird geheuchelt, was das Zeug hält. Das ist nur noch eine Show, die nach festen medialen Regeln durchgezogen wird. Mit der Tradition des Derbleckens hat das nur noch wenig zu tun. Man sollte das ganze Spektakel wieder ein bisschen niedriger hängen. Das ist doch vor allem ein Spiel. Aber heute wird alles so wahn-sinnig ernst genommen.

Von Bruno Jonas ist gerade das Buch „Gebrauchsanweisung für das Jenseits“ bei Piper erschienen. Mit seinem Programm „Nur mal angenommen“ gastiert er unter anderem am 7. November in der Alten Oper in Frankfurt und am 8. November im Parktheater in Bensheim.





Seit dem 14. März Generalsekretär: Markus Blume, geboren am 14. Februar 1975 in München, ist seit 2008 CSU-Abgeordneter im Bayerischen Landtag für den Stimmkreis München-Ramersdorf.

„Eistänzer sind ein rares Gut“

CSU-Generalsekretär Markus Blume über sein früheres Leben auf Kufen

Interview Timo Frasch, Fotos Christina Pahnke



Herr Blume, Sie waren früher ein erfolgreicher Eistänzer. Würden Sie zustimmen, dass zwischen Eistanz und CSU Welten liegen?
Sie denken bei der CSU eher an Eishockey und Bodycheck?

Ich lese nur die Zeitungen. Da hieß es diesen Sommer häufiger, die CSU komme zu breitbeinig rüber, sei zu sehr testosterongesteuert. Wären nicht gerade Sie prädestiniert, Ihrer Partei das Tänzeln, vielleicht auch das Androgynie beizubringen?
Ich würde eher von Smartness, Leichtigkeit, womöglich Eleganz sprechen. Ohne Zweifel gehören diese Facetten zu einer modernen Volkspartei, auch zur CSU.

Wie sind Sie zum Eistanz gekommen?
Das hat harmlos angefangen. Mit vier, fünf Jahren bin ich zweimal die Woche zum sogenannten Gruppenlauf gegangen; später kam dann auch meine jüngere Schwester dazu. Da lief man vor allem im Kreis, lernte aber auch erste Grundlagen: übersetzen, Drehungen, einfache Figuren.

Sind Sie familiär vorbelastet?
Überhaupt nicht. Es gibt nach meiner Kenntnis keine Eisläufer unter meinen Vorfahren. Aber der Verein war in Ottobrunn, ganz in der Nähe meines Münchner Elternhauses.

Wie ging die Entwicklung weiter?
Irgendwann sagten die Trainer: Eigentlich könntet ihr doch drei Mal die Woche kommen. Dann: Wäre gut, wenn ihr auch im Sommer trainieren würdet. Da haben wir dann Rollkunstlauf gemacht – eine der schmerzhaftesten Erfahrungen meines Lebens. Auf Beton zu springen und zu stürzen, das gibt blaue Flecke, die gehen zwei Jahre lang nicht weg.

Wie oft haben Sie in Ihrer besten Zeit trainiert?
Sechs Tage die Woche jeweils zwei bis drei Stunden auf dem Eis. Dazu Kraft- oder Konditionstraining, vor allem über den Sommer. Im Frühherbst fängt man dann an, neue Programme und Figuren einzubühen.

Klingt anstrengend.
Das Ganze war ein schleicher Prozess. Hätte man mir von Anfang an gesagt, ich würde so viel trainieren müssen, hätte ich wohl dankend abgelehnt.

Warum haben Sie mit Ihrer Schwester getanzt?
Da gab es kein Erweckungserlebnis. Aber verschiedene Verantwortliche im Verein haben schon relativ früh gesagt: Ein Geschwisterpaar im Eistanz hatten wir länger nicht, das wäre doch schön.



In der Eissporthalle am Olympiastadion: Auf dem Eis wie in der Politik muss Markus Blume die Balance wahren.

Warum Eistanz, warum nicht Paar- oder Einzellauf?
Paar- und Einzellauf sind eng miteinander verwandt. Bei beiden spielen Sprünge eine zentrale Rolle. Weil ich aber schon in der Jugend sehr groß geraten bin, war das mit dem Springen schwierig. Die leichteren Zweifachen, Salchow und Toeloop oder Flip, gingen, aber das war's dann auch.

Wer hat sich Ihre Choreographien ausgedacht?
Musikauswahl und Choreographie waren immer ein Zusammenspiel zwischen uns und den Trainern. Für die Kostüme war unsere Mutter zuständig. Sie hat da ganz tolle Sachen genäht.

Bei Kati Witt erinnern sich heute noch viele an ihre großartige Carmen-Kür von 1988. Was war Ihr Karriere-Highlight?
Unsere letzte Kür, mit der wir 1994 bei der Junioren-WM in Colorado Springs waren. Wir haben einen argentinischen Tango interpretiert, das lag uns. Wenn ich heute die Musik höre, bin ich in Gedanken sofort wieder auf dem Eis.

Andere in Ihrem Alter werden ins Fitnessstudio oder zum Fußball gegangen sein. Wie kam es an, wenn Sie sagten „Ich mache Eistanz“?

Das wurde mit einer Mischung aus Respekt, Unverständnis und Neid begleitet, Neid und Respekt, weil die Mitschüler gesehen haben, wie viele Fehltag sie während der Schulzeit summieren können und wie wir trotzdem das Abi geschafft haben. Die WM fiel bei mir voll in die Abi-Vorbereitung, allein da waren wir wochenlang nicht im Unterricht.

Welchen Platz haben Sie damals belegt?
13, gutes Mittelfeld.

Wäre noch mehr drin gewesen?
Das war die Zeit, als nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wahnsinnig starke Paare aus Osteuropa und der ehemaligen Sowjetunion aufs Eis drängten. Vor dem Hintergrund waren wir sehr zufrieden.

Beim Eistanz geht es im Wesentlichen um zwei Dinge: technische Präzision und Ausdruck. Wo lagen Ihre Stärken?
In der Schlittschuhtechnik. Wir standen sehr gut auf der Kante, konnten schnell und sauber drehen – und harmonisierten einfach gut miteinander.

Beim Ausdruck hat es gehapert?
Das Schauspielersche war vielleicht das Schwierigste, es hat aber auch was mit dem Alter zu tun. Für den Ausdruck braucht man Persönlichkeit, und die muss

sich erst entwickeln. Man sagt, ein guter Eistänzer sei wie ein guter Wein, der muss lange reifen.

Waren Sie früher der King in der Eisdisko?
Während der Zeit des Leistungssports hatte man nur sehr eingeschränkten Spielraum für sonstige Spenzenchen.

Sie gingen nicht in die Eisdisko?
Nein.

Posen Sie heute manchmal im öffentlichen Lauf so rum, dass die Leute denken: Oho, der CSU-Generalsekretär, Wahnsinn?
Wenn überhaupt, dann, um die eigenen Kinder zu beeindrucken. Aber das reicht dann auch für 99 Prozent außen herum.

Ist Eistanz eher Kunst oder Sport?
Beides. Die Kunst ist es, leicht aussehen zu lassen, was sportlich extrem anstrengend ist. Sie müssen nach viereinhalb Minuten Höchstleistung noch so ausschauen wie in der ersten Minute. Wenn hingegen ein Marathonläufer mit hängender Zunge die Ziellinie überquert, stört das keinen.

Hatten Sie auf dem Eis Momente, in denen Sie von Ihrer eigenen Performance peinlich berührt waren? Etwa beim Tango mit Ihrer Schwester, der ja immerhin als Liebespiel dargeboten werden muss?

Ich gebe zu: Körperliche Anziehung ist nicht der erste Gedanke, der einen befällt, wenn man das Ganze mit seiner Schwester macht. Aber wir haben es dann doch gut hingekommen.

Haben Sie sich nie gewünscht, die Erotik des Eistanzes mit einer anderen Partnerin ein bisschen mehr ausagieren zu können?
Ehrlich gesagt bist du in Deutschland froh, wenn du überhaupt eine Partnerin oder einen Partner hast. Eistänzer sind ein äußerst rares Gut.

Mit wie vielen Paaren haben Sie damals konkurriert?
In Bayern gab es zwei, drei Paare in vergleichbarer Leistungsklasse – national waren es auch nicht viel mehr.

Haben Sie Geld mit dem Eistanz verdient?
Das war alles auf Amateurbasis. Die Deutsche Sporthilfe hat uns etwas unterstützt. Geld verdienen würde ich das aber nicht nennen.

Hatten Sie Vorbilder, etwa das berühmte Paar Jayne Torvill/Christopher Dean?
Torvill/Dean haben unseren Sport revolutioniert. Sie haben auf dem Eis nicht mehr nur einzelne Elemente aneinandergereiht, sondern eine Geschichte erzählt und gezeigt, dass Eistanz etwas anderes ist als

„Eistanzer sind ein rares Gut“

ein aufs Eis verlegter Parkettanz. Ihnen ist die Symbiose von Sport und Kunst in famoser Weise gelungen. Für ihre Traumkür zum Bolero haben sie 1984 durchgängig die 6,0 in der B-Note bekommen, völlig verdient. Und trotzdem war der Eistanz zehn Jahre später, zu meiner Zeit, schon wieder eine andere Sportart. Also haben wir dann eher zu der Weltspitze von damals aufgeschaut.

Zu den Geschwistern Duchesnay?

Zum Beispiel. Ihr Dschungeltanz war nach dem Bolero der zweite große Meilenstein im Eistanz, weil sie damit die Grenzen der Sportart ein Stück weit gesprengt haben. Sie haben Figuren und Elemente gezeigt, die man so noch nie gesehen hatte, die auch eine ganz neue Wirkung entfaltet, den Eistanz zu einem Spektakel und einem absoluten Publikumsmagneten gemacht haben.

Und in der Jetztzeit?

Die letzte große Entwicklung im Eislaufen, im Paarbereich, war die Olympiasiegerkür von Savchenko/Massot. Sie haben damit die Brücke geschlagen von den Höchstschwierigkeiten des Paarlaufs zur Ästhetik des Eistanzes.

Ich hatte Tränen in den Augen, als ich ihre Kür am Fernseher sah. Können Sie das nachvollziehen?

Auf jeden Fall. Es war absolut ergreifend. Man hatte das Gefühl, so etwas noch nie gesehen zu haben. Und es war unglaublich, dass insbesondere Aljona Savchenko es geschafft hat, nach Jahren des vergeb-

lichen Versuchens auf den Punkt die beste Leistung zu bringen.

Das hätten Sie vielleicht auch haben können. Warum haben Sie so früh, nach dem Abi schon, aufgehört?

Da kam Verschiedenes zusammen, unter anderem auch Stress mit Verband und Trainer. Der entscheidende Punkt ist aber ein anderer: Willst du wirklich den Leistungssport, der sich bisher noch irgendwie mit der Schule hat zusammenbringen lassen, weiterführen und damit die Lebensphase zurückstellen, in der sich deine berufliche Zukunft entscheidet? Und wenn du das machst, wie weit reicht dein Talent? Bei ehrlicher Betrachtung musst du dann sagen: Selbst wenn es gut lief und man vielleicht mal bei einer Weltmeisterschaft im vorderen Mittelfeld landet, stünde das in keinem Verhältnis. Ich hatte so viel investiert, und trotzdem glaubte ich mit Blick auf die Gesamtumstände, wie übrigens auch meine Schwester, jetzt sei der Zeitpunkt zum Aufhören.

Kati Winkler und René Lobse, die ungefähr Ihr Alter sind, wurden bei der Heim-WM 2004 in Dortmund mit Bronze belohnt.

Zum Glück, ich habe mich unglaublich gefreut für die beiden. Die haben ihre ganze Jugend und das junge Erwachsenen-dasein dem Leistungssport verschrieben, waren über Jahrzehnte das beste deutsche Eistanzpaar. Der Lohn für diesen langen Zeitraum von Entbehrungen war dann WM-Bronze. Ein Riesenerfolg, aber trotzdem kannst du dir davon am Ende nicht viel runterschneiden.



Alles auf Amateurbasis: Mit seiner Schwester Sandra hatte Blume Erfolge im Eistanzen.

Hatten Sie nach all den Jahren körperliche Probleme?

Eigentlich nicht. Aufgrund des täglichen Drucks im Schlittschuh wachsen einem interessante Überbeine und sonstiges an den Knöcheln, aber das kann man im Griff behalten. Größere Verletzungen hatte ich nie, nur Prellungen und Schnitwunden. Ich kann mich noch erinnern, wie ich in München in der Trainingshalle mal in einer großen Blutlache lag, eine lange Narbe ist davon übriggeblieben. Das war das Werk des Schlittschuhs meiner Schwester.

Haben Sie von heute auf morgen einfach aufgehört oder sich langsam gelöst?

Wenn man sein ganzes bisheriges Leben dieser Sportart gewidmet hat, kommt man nur durch harten Entzug davon los. Das haben meine Schwester und ich die ersten zwei, drei Jahre auch gemacht.

Sie sehen noch recht athletisch aus. Was wollen Sie damit sagen?

Können Sie noch was von damals, zum Beispiel einen Spagat? Ich konnte den tatsächlich mal, jetzt nicht mehr. Die Beweglichkeit lässt nach. Aber die Bewegungsabläufe von früher, die sind ganz tief im Gehirn verankert. Eine Kür könnte ich mit ein bisschen Übung wohl auch heute noch laufen.

Können Sie eigentlich gut tanzen?

Sagen wir es so: Der Eröffnungswalzer in der Ballsaison bereitet mir keine schlaflosen Nächte. Auch die anderen Standard- und Lateintänze gehen ganz gut.

Haben Sie als Politiker noch irgendwas mit dem Eistanz zu tun? Kommt vielleicht ab und an jemand zu Ihnen und will einen Förderbescheid?

Sie werden lachen, es kam noch nie einer. Dabei hätte gerade der Eiskunstlauf jede Förderung nötig, damit die wenigen Talente, die da sind, die Zeit haben, sich zu entwickeln.

Vielleicht sollten Sie darüber mal mit dem deutschen Sportminister reden, der ist ja von der CSU.

Ich habe mit Horst Seehofer tatsächlich noch nie übers Eistanzen geredet.

Gibt es Parallelen zwischen dem Eistanz und der Politik, gar Verbindungen zu Ihren Aufgaben als CSU-Generalsekretär?

Eher metaphorisch: das Thema Balance halten. Wo, wenn nicht beim Eislaufen? Wo in der Politik, wenn nicht auf der Position des CSU-Generalsekretärs?

Da habe ich den Posten bisher aber ganz anders verstanden.

Das mag sein, aber in einer Volkspartei ist das in der Stellenbeschreibung für den Generalsekretär ganz oben mit dabei, die unterschiedlichen Strömungen und Charaktere zusammenzuhalten.

Im Sommer hat man bei der CSU von Balance nicht viel gemerkt.

Vielleicht sollte ich dann auch noch die zweite Analogie nennen: In der Politik wie im Eistanz wirst du am Ende nicht objektiv bewertet, das geht gar nicht. Der Erfolg hängt hier wie da wesentlich von der Wirkung ab, die du beim Wähler oder beim Publikum und den Preisrichtern erzielst.

Haben Sie sich je ungerecht behandelt gefühlt?

Natürlich! Das war auch etwas, was einen der Eistanz gelehrt hat: Man muss akzeptieren, dass es gefühlte oder tatsächliche Ungerechtigkeit gibt, die sich auch nicht abstellen lässt, jedenfalls nicht sofort. Das gibt dir am Ende auch wieder ein bisschen Gelassenheit, die du auf dem Eis genauso brauchst wie in der Politik.

Werden Sie in Ihrer Partei oft auf Ihre Vergangenheit angesprochen?

Bis ich Generalsekretär wurde, wusste das keiner. Das kam erst dann hoch.

Vielleicht besser für Sie. Nicht dass es sich Seehofer nochmal anders überlegt hätte mit Ihrer Berufung. Andererseits ist es ja ein interessanter Farbtupfer...

So meine ich das auch. Und sonst hätten wir gar keinen Anlass für dieses Interview gehabt. Wann erscheint es eigentlich?

Einen Tag vor der Landtagswahl. Dann kann ja nichts mehr schiefgehen.



„Man kommt nur mit hartem Entzug davon los“: Markus Blume packt heute nur noch die Schlittschuhe aus, um mit seinen Kindern aufs Eis zu gehen.

PORSCHE DESIGN
FRAGRANCES



VIELE DÜFTE WECKEN ERINNERUNGEN. DIESER SCHAFFT NEUE.

www.porsche-design.com/Fragrance180

BERLINER

Geschoren und gebleicht

Die Idee, aus alten Persern trendige Teppiche zu machen, hatte die Kölnerin Katrin ten Eikelder in New York. Damals arbeitete die Betriebswirtin noch für Hugo Boss, zunächst in Metzingen, dann in Brooklyn. „In Deutschland sind Orientteppiche ja in den achtziger Jahren aus den jüngeren Wohnzimmern weitgehend verschwunden“, sagt sie. In New York aber sah Katrin ten Eikelder plötzlich in vielen angesagten Bars, Cafés, Restaurants und sogar Museen die vermeintlich aus der Mode gekommene Knüpfware wieder. Und so begann sich die heute Vierunddreißigjährige Gedanken darüber zu machen, wie sie den Orientteppich auch für Deutschland wieder wenn nicht salon-, so doch wohnzimmerfähig machen könnte.

Sie musste ihn entstauben, und das im wahren Sinne. Katrin ten Eikelder kauft alte Teppiche in Iran und der Türkei auf, sie lässt sie scheren, an der Sonne bleichen, danach waschen und neu färben – durchaus in knalligen Farben wie Maisgelb, Mintgrün oder Meerblau. Selbst dann bleiben das Handwerk und die geknüpften oder gewebten Muster deutlich sichtbar.

Für ihre Idee hat sich Katrin ten Eikelder, die Betriebswirtschaft in Köln studierte, selbständig gemacht, hat im Sommer 2014 ihr Unternehmen The Knots gegründet und ist nach Berlin gezogen. Köln, sagt sie, sei ihr nach New York etwas klein vorgekommen. In Köln sitzt auch das Unternehmen ihrer Familie: Ten Eikelder Bodenbeläge ist einer der großen deutschen Teppichhändler. Da liegt eine räumliche Abgrenzung für eine neugegründete Teppichmarke zumindest nahe.

Ihr Ansatz ist aber auch ein anderer, denn Katrin ten Eikelder wollte nicht einfach nur einen weiteren Bodenbelag auf den Markt bringen. Sie will vielmehr ein Zeichen gegen die Massenproduktion setzen – mit handgefertigten Einzelstücken, die mindestens 40 bis 80 Jahre alt sind: Alle Knots-Vintage-Teppiche wurden einst in kleinen Familienbetrieben hergestellt, alle werden sorgfältig ausgewählt, und alle werden nun in Familienbetrieben umgearbeitet.

Inzwischen sind zu den Persern auch Berberteppiche aus Nordafrika und Kelims aus der Türkei hinzugekommen. Sie weiß, dass ihre Quellen einmal versiegen könnten. Denn alte Teppiche gibt es nicht unbegrenzt, und auch die kleinen Knüpfereien und Webereien werden weniger. Was auch ein gutes Zeichen ist, wie sie sagt: Viele der Jungen und vor allem Mädchen, die früher am Webstuhl saßen, gehen heute studieren.



Auf Haarnadel-Beinen

Mit der Tochter fing es an, zugleich war es mit der Architektin vorbei, die Großprojekte in Abu Dhabi verwirklichte. Das sei als Mutter einfach nicht mehr möglich gewesen, erzählt Silke Grabowicz. Der Architektur aber blieb sie treu, wenn auch in kleineren Dimensionen. „Ich hatte schon immer eine Leidenschaft für Licht.“ So gründete sie das Leuchten-Label Lukkizzi, das anfangs noch so hieß wie sie: Grabowicz. Der Name Lukkizzi sei das Ergebnis eines weinseligen Abends mit einer Freundin gewesen. Die beiden entdeckten zufällig das ungewöhnliche Wort, das aus dem Hethitischen entlehnt ist und so viel wie „es werde Licht“ bedeutet – im übertragenen Sinne.

Lukkizzi hat sich auf Lampenschirme mit dem Charme längst vergangener Zeiten spezialisiert. Besonders wenn sie wie bei der Serie Hairspin auf den sogenannten Haarnadel-Beinen stehen, wie es sie schon in den vierziger Jahren gab. Dass sich die Fünfundvierzigjährige in Berlin selbständig machte, lag für sie nahe: Sie wurde im Spreewald in Brandenburg geboren und hat in Berlin Architektur studiert. Ihr Atelier, zugleich Showroom, befindet sich in Friedrichshain im Stilraum Berlin, einem Vintage-Laden, der auf skandinavisches Design spezialisiert ist und von Meike und Genja Fehr geführt wird.

Dort und in kleinen Berliner Manufakturen werden die Lampenschirme von Hand angefertigt. Die Stoffe bestehen aus feingewebter Baumwolle, mehr als 70 Farben sind aktuell möglich. Besonders auffallend sind die Schirme, wenn sie zusätzlich innen mit Goldfolie ausgeschlagen sind, auch Silber und Kupfer sind möglich. Sogar das Textilkabel ist mit Seide umwickelt, was jeder Leuchte eine ganz besondere Qualität verleiht.

Die Lampenschirme gibt es in mehreren Größen, in rund und spitz, neuerdings auch in schmal und lang. Die in die Länge gezogene Form, die an ein Kameraobjektiv erinnert, gehört zur neuen Serie Focus, die besonders schön wirkt, wenn mehrere der Pendelleuchten zu einem Bündel zusammengefügt werden.

„Lampen zu entwerfen hat nach wie vor einen Bezug zu meinem Beruf“, sagt Silke Grabowicz. Zudem biete die Arbeit ihr die gestalterischen Freiräume, die sie, wie sie inzwischen festgestellt habe, auch brauche. Darum war es eben auch nicht allein die Tochter, die sie in die Selbständigkeit führte. „Früher als Architektin war mein Anteil an einem fertigen Gebäude verschwindend gering. Noch frustrierender war, dass manches, was monatelang geplant worden war, erst gar nicht gebaut wurde.“

Aus einem Stamm

Den Bullenberg gibt es wirklich, auch wenn Berg für den kleinen Hügel ein viel zu großes Wort ist. Ganz oben aber steht, weithin sichtbar, eine Eiche, die mindestens 300 Jahre alt ist, wie Albrecht von Alvensleben erzählt. Einer seiner Vorfahren mag sie dort gepflanzt haben. Der Stammsitz derer von Alvensleben ist nicht weit entfernt. Die mittelalterliche Burg Schloss Erxleben im Landkreis Börde in Sachsen-Anhalt gehörte fast 1000 Jahre der Familie – bis 1945. Den Wald drumherum und Teile des Forstbetriebs konnte sie nach der Wiedervereinigung zurückkaufen. Von dort kommt das Holz, aus dem die Tische werden, die das Berliner Möbellabel Bullenberg seit fünf Jahren herstellen lässt.

Albrecht von Alvensleben, 34 Jahre alt, hat in New York Architektur studiert, bevor er anfangs, für das Berliner Architektenpaar Sauerbruch Hutton (Matthias Sauerbruch und Louisa Hutton) zu arbeiten. „Ich war in der Holzbauabteilung“, sagt von Alvensleben. Gemeinsam habe man zwei Wettbewerbe mit Holzbauten gewonnen.

Der Umgang mit Holz ist eine Konstante in seinem Leben, schon als Kind war er mit im Forst seiner Familie. Da lag es nahe, mit Holz etwas Eigenes auf die Beine zu stellen. „Das wollte ich so schnell wie möglich.“ Nach nur zehn Monaten bei Sauerbruch Hutton wagte er den Schritt in die Selbständigkeit.

Es begann mit einem Freund, der eine massive Eichenholzplatte für seine Kreuzberger Wohnung suchte. Was lag näher, als im Forst der Alvenslebens das Gewünschte zu besorgen. „Danach dachte ich, wie schade es doch ist, das Holz an die Industrie zu verkaufen, statt es selbst für etwas Schönes zu verwenden.“

Albrecht von Alvensleben entwarf den Tisch Arx, der aus 30 bis 40 Zentimeter breiten Eichenbohlen besteht und einem pulverbeschichteten Stahlrahmen mit abnehmbaren Beinen, ebenfalls aus Eichenholz. Die Bohlen werden aus einem Stamm geschnitten. Die Bäume sind an die 200 Jahre alt und groß genug, um Tischlängen von bis zu vier Metern zu erreichen. Gefertigt wird ebenfalls in der Gegend von Erxleben. „Es macht keinen Sinn, das Holz erst nach Polen zu fahren“, sagt von Alvensleben. Wichtig ist ihm die Maserung, das stimmige Gesamtbild.

Und das auch bei dem zweiten Entwurf aus dem Hause Bullenberg, dem Schreibtisch Kanzler, der eine mit Leder überzogene Arbeitsplatte und eingebaute USB-Anschlüsse hat. Natürlich ist auch er aus dem Holz des familien-eigenen Walds: aus Eiche oder Walnuss.



FOTOS: ANDY KALECHEMBSTER

ZIMMER

Teppich, Lampe, Tisch, Regal, Sofa, Sessel: Sechs junge Berliner Marken richten ein Zimmer ein.

Von Peter-Philipp Schmitt



Schön festgeklammert

Was ist eigentlich ein Berliner Zimmer? Im herkömmlichen Sinn ist es ein Durchgangszimmer, das zwei Teile eines Hauses, etwa Vorderhaus und Seitenflügel oder Seitenflügel und Hinterhaus, miteinander verbindet. Und es ist eine Besonderheit Berlins. Den alten Begriff hat Julia Haneke neu interpretiert: „Wir hatten die Idee, gemeinsam mit weiteren Berliner Produzenten ein Zimmer mit unseren jeweiligen Möbelstücken einzurichten.“

So kamen Stuhl, Tisch, Sofa, Teppich und Lampe zusammen, nicht zu vergessen das Regal der Marke Stocubo, deren Geschäftsführerin Julia Haneke ist. Ihr Berliner Zimmer gab und gibt es wirklich: Zur Kölner Möbelmesse wird es das nächste Mal in Köln aufgebaut, zudem wird es auf Tour in die Showrooms von Sitzfeldt gehen.

Julia Haneke ist seit fünf Jahren bei Stocubo. Das Unternehmen ist nur wenig älter, das modulare Regalsystem aber, mit dem alles begann, ist schon fast 18 Jahre alt. Es wurde von dem Künstler, Bildhauer und Tischler Stefan Oberhofer entwickelt und ist zugleich Namensgeber: St(efan)O(berhofer)Cubo (= Würfel). Seine Würfel in verschiedenen Größen lassen sich frei kombinieren. Dazu gibt es Türen und Schubladen. Zusammengehalten werden die Elemente durch Aluminiumklammern, sie können aber auch über Wandschienen frei hängend befestigt werden. Der Vorteil der Klammern: Die Holzwürfel lassen sich, anders als wenn sie verschraubt wären, beliebig oft auf-, ab- und umbauen. „Das Regal passt sich dem Leben an und wächst mit ihm weiter“, sagt Julia Haneke.

Zur Produktion nach Berlin wird das Holz „aus europäischen Wäldern“ als große fertige Platte angeliefert und dann in der Werkstatt von Stocubo im Wedding Stück für Stück weiterverarbeitet. „Ausschlaggebend für die lokale Produktion war unter anderem der Wunsch, nachhaltig fair bezahlte Arbeitsplätze in der Hauptstadt zu sichern“, sagt Julia Haneke. „Unser Motto lautet daher: faire Cubes zu fairen Preisen.“

Die Sechsendreißigjährige, die auch Teilhaberin des Unternehmens ist, hat das Programm inzwischen erweitert – um eine Kinderküche mit vier Kochfeldern mit Drehreglern, einem aufklappbaren Backofen mit Rost, einer Spüle mit integriertem Wasserhahn und jeder Menge Stauraum. Auch die Küche wächst mit und kann später zu Bücherregal oder Nachttisch umfunktioniert werden. Und da Stocubo sich sozial im Wedding engagiert, gehen 15 Prozent des Verkaufserlöses an eine Grundschule, die sich für die künstlerische Förderung der Schüler einsetzt.

Online niedergelassen

Wer kauft schon ein Sofa online? „Ziemlich viele Leute“, sagt Anna Köppen. Dennoch hat Sitzfeldt inzwischen sechs Showrooms, zum Probesitzen: in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Köln, München und Stuttgart. „Mehr werden es aber nicht“, versichert die Geschäftsführerin des Sofa-Herstellers. „Unsere Kunden bestellen nämlich auch ohne probeszuzusetzen.“ Acht Jahre ist es her, dass Anna Köppen, geborene Deyerling, zusammen mit ihrem Bruder Clemens Deyerling und ihrem gemeinsamen Freund Julius Martini das Unternehmen Sitzfeldt gegründet hat. Zwölf Kollektionen hat das Trio inzwischen im Programm, neun Designpreise für ihre Sessel und Sofas sowie Beistelltische bekommen. Sitzfeldt mit seinen mittlerweile 30 Mitarbeitern ist eine Berliner Erfolgsgeschichte.

Doch warum kaufen Menschen denn nun ihr Sofa online? Schließlich ist ein Sofa ein Investment, das man nicht einfach nebenbei tätigt, wie Clemens Deyerling sagt. Dass manche dennoch per Mausklick die Entscheidung fast fürs Leben treffen, könnte an den Designern liegen, die für Sitzfeldt entwerfen: dem Münchner Steffen Kehrl, zugleich Art-Direktor des Unternehmens, dem Offenbacher Sebastian Herkner sowie dem Schweizer Jörg Boner, der ein ausgewiesener Sofa-Experte ist. Alle drei bürgen für eine gestalterische Qualität, die sich auch ein reiner Online-Shop leisten kann.

Gerade der Internethandel macht den Sofa-Kauf preiswerter, und das sogar um bis zu 50 Prozent. Denn bei Sitzfeldt gibt es keine Zwischenhändler, die ebenfalls noch mitverdienen möchten. So kostet der Bestseller Sky (unser Bild) von Steffen Kehrl als Zweisitzer – Stoff Modesto, hellrot, Aluminiumfüße, silber eloxiert – 1079 Euro. In rotem Leder wären es 2699 Euro, was immer noch wesentlich preiswerter ist als vergleichbare Sofas, die in Fachgeschäften stehen. Produziert wird übrigens nicht in Berlin, sondern in der Slowakei, was auch daran liegt, dass es fast keine Polsterer von nennenswerter Größe in Deutschland mehr gibt.

Die drei Geschäftsführer sind selbst keine Designer, sie haben einen betriebswirtschaftlichen Hintergrund. Clemens Deyerling, der die Idee zu Sitzfeldt hatte, ist mit 36 der jüngste, Julius Martini ist 37, Anna Köppen noch ein Jahr älter. Echte Berliner sind Bruder und Schwester nicht, sie kommen ursprünglich aus Weiden in der Oberpfalz. Nach Bayern ist Clemens Deyerling vor eineinhalb Jahren auch wieder zurückgekehrt, für seine Frau. Seither pendelt er in die Hauptstadt.



Im Hinterhof getischlert

Der Name hat einen langen Bart, was die wenigsten wissen. Man könnte meinen, Lasse Schnack, Sebastian Kunath und Robert Zeise hätten sich ausgerechnet in den bürgerlichsten Zeiten in der Hipster-Stadt Berlin den Markennamen Bartmann zugelegt. Doch die drei (zwei von ihnen tragen tatsächlich Bart) griffen auf einen alten Familien- und Unternehmensnamen zurück: Lasse Schnacks Vorfahren waren Bartmanns, und dort, wo heute die Möbel von Bartmann Berlin entstehen, hatte die Familie einst ein Geschäft mit Namen Betten Bartmann.

Ein Bett hat das Trio, das seit der Kölner Möbelmesse im Januar 2015 gemeinsam als Marke auftritt, auch in der Kollektion: Es heißt Unidorm und steht für das, was Bartmann Berlin will – hochwertige Möbel aus Holz herstellen, die reduziert, funktional und unkompliziert sind. Schnack, Kunath und Zeise sind gelernte Tischler. Zwei kennen sich aus der Schule, zwei von der Ausbildung. Zeise, gebürtiger Berliner und 38 Jahre alt, hat Design an der Universität der Künste studiert, Schnack, ebenfalls Berliner und 38 Jahre alt, an der FH in Potsdam. Der ein Jahr ältere Sebastian Kunath, in Leipzig geboren, hat Design bei Piet Hein Eek in Eindhoven gelernt.

Vor zwölf Jahren ergab sich die Möglichkeit, gemeinsam in die leerstehende Fabriketage von Betten Bartmann in einem Kreuzberger Hinterhof zu ziehen. „Zunächst arbeitete jeder noch selbständig“, erzählt Zeise. Nach und nach aber entstand die Idee zur eigenen Marke. Die Möbel, sagt Zeise, entstünden meist aus einem Bedürfnis oder einem Problem heraus. Wenn einer von ihnen zum Beispiel für sich selbst ein Regal sucht, aber nicht das passende findet, dann entwerfen sie es eben selbst. Oder sie lassen entwerfen. Das erste Autoren-Produkt ist der Sessel Lenz (unser Bild). Er wurde von den Berliner Designerinnen Silvia Terhedebrügge und Hanne Willmann mit entwickelt und hat eine geschwungene Sitzschale aus Esche-Formholz sowie gebogene Beine aus pulverbeschichtetem Stahl. Dank einer Steckverbindung zwischen Polster und Sitzschale lassen sich die Kissen abnehmen.

Neben Möbeln wie Bett, Stuhl und Tisch hat Bartmann Berlin auch ungewöhnliche Produkte im Programm, etwa die Hantel Trimmich aus Holz und Stahl. Und das Trio hat ein Firmenlogo ganz ohne Bart: Der Name kommt mit einem schlichten Unterstrich aus, der rechts eine kleine Welle schlägt. Sie steht dafür, dass jedes Produkt von Hand gefertigt wird und dadurch einzigartig ist – aber eben auch nicht ganz perfekt.

„Ich wäre ein schlechter Astronaut“

Ryan Gosling über seinen neuen Film, den Reiz der Figur Neil Armstrong und seine Rolle als Vater

Interview Christian Aust

Immer wieder gibt es Regisseure und Schauspieler, die für einander bestimmt scheinen: Wes Anderson und Bill Murray, Martin Scorsese und Leonardo DiCaprio, Tim Burton und Johnny Depp, Werner Herzog und Klaus Kinski. Auch diese beiden Männer passen zusammen: der 33 Jahre alte amerikanische Regisseur Damien Chazelle und der vier Jahre ältere kanadische Schauspieler Ryan Gosling. Erst ließ Chazelle seinen Hauptdarsteller an der Seite von Emma Stone durch „La La Land“ tanzen. Jetzt setzt er ihn in „Aufbruch zum Mond“ als Neil Armstrong in eine Rakete. „Ryan war meine erste und einzige Wahl für diese Rolle“, sagt Chazelle. „Und ich kann mir nicht vorstellen, dass ich den Film ohne ihn gemacht hätte.“ Goslings Filmpartnerin Claire Foy, die Armstrongs damalige Frau Janet spielt, ergänzt: „Er ist einfach ein phantastischer Schauspieler.“ Wir treffen Ryan Gosling in den Universal Studios im Norden von Los Angeles. Er wartet in einem unscheinbaren Wohnwagen, trägt Jeans, rampolierte Boots, ein zerschlissenes T-Shirt und auf den Unterarmen Tattoos.

Herr Gosling, Sie gelten bei der Wahl Ihrer Rollen als wählerisch. Warum wollten Sie ausgerechnet Neil Armstrong spielen? Ich suche immer Herausforderungen, und diese Rolle hat viele mit sich gebracht. Ein entscheidender Punkt dabei war auch, dass ich feststellte: Ich weiß überhaupt nichts über Neil Armstrong.

Was hat Sie überrascht an der Person? Mir wurde bei der Recherche klar, wie erbittert dieser Mann sein Privatleben verteidigt hat. Dabei war das eigentlich unmöglich, weil er so im Zentrum des Interesses stand. Trotzdem hat er es geschafft, die Dinge, mit denen er privat zu kämpfen hatte, aus dem Scheinwerferlicht herauszuhalten und den Fokus auf seine Missionen zu lenken. Das hat mich interessiert. Je mehr ich über ihn las, desto mehr wollte ich diesen Mann spielen.

Wo haben Sie dann das emotionale Futter für Ihre Studie Armstrongs gefunden? Am Ende seines Lebens haben er und seine Familie sich etwas mehr geöffnet. Nach seinem Tod konnten wir mit der Familie sprechen. Aber damals bestand dieses erdrückende öffentliche Bedürfnis, alles über diese Familie zu wissen. Deswegen haben sie versucht, sich zu schützen. Das war genau die richtige Reaktion. Es ist ihnen sogar gelungen, was ich erstaunlich finde. Das ist ein Thema, das mich auch beschäftigt.

Weil auch Sie eine Figur des öffentlichen Lebens sind? Ich konnte mich auf dieser menschlichen Ebene mit ihm identifizieren. Ich habe nichts von dem erlebt, was ihn beruflich ausmachte. Aber die menschliche Seite konnte ich begreifen. Ich finde, es ist schwer genug, als Mensch seinen Weg zu finden und die Herausforderungen des Lebens zu meistern. Wenn dein Leben und die Dynamik deiner Familie dann plötzlich im Kontext einer der wichtigsten Missionen der Menschheitsgeschichte stehen, stelle ich mir das unglaublich hart vor. Ich hatte Mitgefühl mit dieser Familie, wie ich das nicht erwartet hatte.

Sie haben schon als junger Schauspieler beschlossen, Ihr Privatleben nicht mit der Öffentlichkeit zu teilen. Warum? Das war keine bewusste Entscheidung. Es existiert ja leider kein Handbuch, an dem man sich orientieren könnte, um mit der Situation umzugehen, wenn man plötzlich bekannt ist. Leider war es auch nicht ganz so, wie Sie es schildern. Ich musste meine Lektion auf die harte Tour lernen, um aus meinen Fehlern die richtigen Schlüsse zu ziehen. Am Ende habe ich einfach das getan, was sich richtig anfühlte. Genau deswegen bewundere ich Neil und Janet Armstrong so sehr: Sie waren nicht auf diese Aufmerksamkeit vorbereitet. Und sind trotzdem sehr gut damit umgegangen. Und sie hatten definitiv viel mehr Aufmerksamkeit als ich.

Bis zu welchem Grad mussten Sie selbst Astronaut werden, um einen zu spielen? Nur wenige Menschen sind zum Astronauten geschaffen. Da muss man ganz besondere Voraussetzungen mitbringen. Ich gehöre definitiv nicht dazu. Ich versuche ja als Schauspieler, eine möglichst enge Verbindung zwischen mir und der Figur, die ich spielen will, herzustellen. Aber auf dem wissenschaftlichen und technischen Level fiel mir das wirklich schwer. Es hat mich schlicht überwältigt. Am Ende konnte ich nur durch persönliche Geschichten der Menschen, die dabei waren, einen Zugang finden.

Technisches liegt Ihnen nicht? Nein, überhaupt nicht. Wenn ich durch diesen Film etwas über mich gelernt habe, dann, dass ich ein sehr schlechter Astronaut wäre.

Stand Astronaut auf der Liste Ihrer Berufswünsche als Kind? Ich war wie alle anderen Kinder beeindruckt von Astronauten. Aber ich habe



Ryan Gosling, geboren 1980 in London (Kanada), erhielt 2017 einen Golden Globe für seine Rolle im Filmmusical „La La Land“ von Damien Chazelle. Der Oscar-Preisträger führte nun auch Regie im Film „Aufbruch zum Mond“, der am 8. November ins Kino kommt. Gosling, oben am Set des Films, spielt Neil Armstrong. Claire Foy (unten beim Festival von San Sebastián im September) Armstrongs Frau Janet Shearon.



nicht einmal davon geträumt, einer zu werden. Das war für mich immer mit einem Mysterium verbunden. Und ich dachte, wenn ich diesen Film mache, kann ich einen Teil dieses Mysteriums begreifen. Aber das genaue Gegenteil war der Fall: Je mehr ich über die Raumfahrt weiß, desto unbegreiflicher wird die Sache für mich.

War Hollywood für Sie als Kind ähnlich weit entfernt wie der Mond für Armstrong? Hollywood fühlte sich auf jeden Fall sehr weit weg an. Aber ich glaube, Armstrong hat das anders erlebt als ich. Er konnte fliegen, bevor er Auto fahren konnte. Wenn man sein Leben betrachtet, scheint alles eine Vorbereitung auf diese Mission zum Mond gewesen zu sein. So eine Perspektive hatte ich als Kind nicht.

Trotzdem hat die Bühne Sie magisch angezogen. Aber es war keine Leidenschaft für das Schauspiel. Ich wollte irgendwie auf die Bühne, hatte aber immer den Eindruck, dass meine Möglichkeiten eingeschränkt sind, weil ich vieles nicht konnte. Deswegen war ich auf der Suche nach etwas, das ich kann. Andererseits hatten es vor mir schon viele andere Leute auf die Bühne geschafft – vor Armstrong war noch niemand auf dem Mond gewesen.

Er hat definitiv den größeren Traum geträumt. Mir fehlte auch die langfristige Perspektive, ich hatte nicht diesen Punkt am Horizont, auf den ich hinarbeiten wollte. Alles, was ich hatte, war ein Onkel, der als Elvis-Imitator arbeitete. Mit ihm war ich als Kind eine Weile als Teil der Show unterwegs, was mir großen Spaß gemacht hat.

Und von diesem Spaß wollten Sie mehr erleben? Ja, im Wesentlichen ging es mir um dieses Gefühl, das ich wieder erleben wollte. Diesem Gefühl bin ich hinterhergejagt, und dann wurde etwas ganz anderes daraus. Und nach einer Reihe von Zufällen und viel Glück sitzen wir jetzt hier in diesem Wohnwagen.

Was hat Sie an Ihrem Onkel am meisten fasziniert? Die Leidenschaft und Kompromisslosigkeit, sich in die Idee hineinzusteigern, er sei Elvis. Viele Zuschauer fanden das erst lächerlich. Ihm aber war das völlig egal, er war von dieser Idee besessen, und dann hat er die Show trotz allem so leidenschaftlich und aus der Tiefe seiner Seele durchgezogen, dass die Zuschauer und ich von einem gewissen Punkt an vergessen hatten, dass wir in einem kleinen Einkaufszentrum in Cornwall, Ontario,

standen. Er hatte noch nicht einmal eine Ähnlichkeit mit Elvis. Ich sah ihn, mit seinem Schnurrbart und seiner Glatze, und hatte trotzdem das Gefühl, den „King“ singen zu sehen.

Für viele Schauspieler ist Musik ein wichtiger Teil der Vorbereitung, um in die richtige Stimmung für eine Rolle zu kommen. Welche Musik haben Sie gehört, bevor Sie vor der Kamera zum Mond aufbrechen sollten? Sie meinen so etwas wie David Bowie?

Ich hatte mir „Space Oddity“ oder „The Dark Side Of The Moon“ von Pink Floyd vorgestellt. Wäre eine schöne Geschichte, habe ich aber leider nicht gehört. Doch ich hatte tatsächlich einen musikalischen Bezug zu diesem Film. In der Vorbereitung hatte ich etwas Spannendes herausgefunden: Armstrong war ein Fan des Musikinstruments, das man Theremin nennt.

Das einzige Instrument, das man berührunglos spielen kann. Genau, nur mit dem elektromagnetischen Feld des Körpers. Ich hatte vor ein paar Jahren mit meiner Band Dead Man's Bones ein Album aufgenommen und versucht, wann immer es möglich war, das Theremin musikalisch einzubauen. Also

ging ich an, dieses Theremin-Album zu hören, das Armstrong und seine Frau so mochten. Es heißt „Music Out Of The Moon“, und darauf sind Stücke wie „Lunar Rhapsody“. Armstrong hatte das Album sogar auf Kasette auf die Reise zum Mond mitgenommen. Er und seine Frau hatten die Musik im College entdeckt. Ein Stück auf dem Album liebe ich besonders, und ich habe es Damien Chazelle vorgespielt. Jetzt ist es auf dem Soundtrack. Und unser Filmkomponist Justin Hurwitz hat gelernt, Theremin zu spielen, deswegen ist es auch in der Filmmusik dabei.

Was treibt Sie als Schauspieler an? Letztlich ist Film das Medium des Regisseurs. Es wird für mich immer wichtiger, welcher Regisseur den Film inszeniert, in dem ich spiele, wofür er als Künstler steht. Was will er erreichen? Es ist mein Job, ihm dabei zu helfen, seine Idee zu verwirklichen. Ich muss eine Verbindung mit dem Regisseur spüren. Und meine Motivation hat sich verändert, seit ich Familienvater bin.

Weil es im Leben jetzt Wichtigeres gibt? Einen Film zu machen bedeutet, für eine gewisse Zeit von meiner Familie getrennt zu sein. Der Film muss das wirklich wert sein. Sonst bin ich lieber zu Hause. Zudem

stelle ich mir gern vor, dass meine Familie auch was von dem Job hat, den ich annehme.

Wie meinen Sie das? Dieser Film zum Beispiel war für uns alle eine tolle Erfahrung. An den Wänden meines Büros hingen überall Sternkarten und Bilder des Mondes. Wir haben uns das zusammen angesehen und über das Weltall nachgedacht.

Film sind jetzt auch Familienprojekte geworden? Ja, ich suche mir die Rollen auch in Hinsicht darauf aus, was sie für meine Familie bedeuten könnten. Wenn ich einen anderen Menschen spiele, verändere ich mich in dieser Zeit ja auch bis zu einem gewissen Grad.

Wie hat dieser Film Ihren Blick auf den Mond in einer sternklaren Nacht verändert? Ich hatte mir tatsächlich gewünscht, dass ich mich dem Mond irgendwie näher fühle. Aber es ist komisch. Ich habe mit einem der Astronauten gesprochen, die im Kontrollzentrum saßen, als Neil Armstrong auf dem Mond war. Er trat irgendwann in die Nacht, um den Mond zu betrachten und hatte erwartet, der Mond würde für ihn anders aussehen, weil sein Freund doch da oben war. Aber er sah genauso aus wie immer. So geht es mir auch.

Sollten Reisen zum Mond in naher Zukunft tatsächlich möglich sein – wären Sie interessiert? Nein.

Warum nicht? Es scheint einsam zu sein da oben. Und ich kann mir wirklich nicht vorstellen, stundenlang in einer Kapsel zu sitzen und auf den Start oder die Landung zu warten, während ich kaum atmen kann. Irgendwie klingt das nicht verlockend. Man muss dafür gemacht sein, so etwas zu tun. Ich bin es nicht. Wissen Sie, wie man Astronauten damals genannt hat? Frühstücksfleisch in Dosen. Das ist ganz treffend. Fragt man sie heute, wie sie das damals erlebt haben, antworten sie, es war die meiste Zeit langweilig. Sie mussten ständig warten, auf engstem Raum, haben Monate und Jahre trainiert, ohne zu wissen, ob sie überhaupt jemals fliegen würden. Ich bewundere diese übermenschliche Geduld und Konzentration.

Wie viele Rollen in Superhelden-Filmen hat man Ihnen schon angeboten, die Sie abgelehnt haben? Ich weiß es nicht genau, wirklich. Es gab Gespräche über diese Art von Filmen. Aber die Projekte hatten für mich nie den richtigen Mix.

Welche Rolle haben Sie abgelehnt und haben es später bitter bereut? Nichts, was mir schlaflose Nächte bereitet. Es gab Filme, die ich abgelehnt habe, und später dachte ich: großartig! Aber sie waren wahrscheinlich deswegen großartig, weil ich nicht mitgespielt habe. Es ist kompliziert. Für einen wirklich guten Film muss die Chemie stimmen zwischen Rolle, Schauspieler und Regisseur. Und er muss im Idealfall im richtigen Lebensabschnitt des Schauspielers stattfinden. Einige Schauspieler sind deswegen so gut, weil das Thema mit Dingen aus ihrem Privatleben korrespondiert. Filmemachen ist eben keine Wissenschaft.



LA NONNA

Massimiliano Pironti war Musical-Star, jetzt ist er Künstler. Am hyperrealistischen Bild seiner Großmutter hat er lange gearbeitet.

Von Susanne Preuß

Massimiliano Pironti, 1981 in Colferro südöstlich von Rom geboren, bleibt auch in Sindelfingen der Heimat treu: Nun hat er seine Großmutter porträtiert.

Foto Verena Müller

FOTO FRANK KLEINBACH

Er hätte einfach nur unterschreiben müssen. Der Vertrag lag vor ihm, gut dotiert. Im „Tarzan“ in Oberhausen spielte Massimiliano Pironti den Terk, den besten Freund von Tarzan, und es hätte so weitergehen können, jeden Abend im Rampenlicht, jeden Abend Applaus. Aber er unterschrieb nicht. „Ich war müde. Körperlich und mental.“ Massimiliano Pironti wollte etwas anderes machen, endlich seinen Kindheits Traum verwirklichen: Maler sein.

Das war vor einem Jahr. Heute zeigt er ein paar Pinselstriche auf Instagram, und innerhalb einer Stunde haben 2500 Menschen das Video angesehen. Schneller als erhofft bitten auch zahlungsbereite Kunden um neue Werke. Ein kunstsammelnder Milliardär hat gerade die Maße durchgegeben für das Bild einer Prinzessin, das er bei Pironti bestellt hat, eine schwäbische Unternehmerin denkt an ein Bild von der Familie, und sogar der Ordensgeneral der Dominikaner hat angefragt.

„London hat alles verändert“, sagt Pironti, der es noch immer nicht fassen kann. In der National Portrait Gallery ist seit Mitte Juni das erste Bild aus seinem neuen Leben ausgestellt. Fast täglich erreichen ihn seither Kommentare von Besuchern oder Selfies mit dem Bild. „A Throne in the West“ ist eine hyperrealistische Darstellung der Tänzerin Bathoni Puplampu, seiner Kollegin in Oberhausen. Sie lacht gern und viel, aber in ihren Augen ist auch Melancholie zu erkennen. Entspannt sitzt sie auf dem Stuhl, in einer Bluse mit afrikanischen Mustern, vor bunt geblümter Tapete aus dem Baumarkt.

„Ich wollte ihre Welt malen und auch eine Geschichte über mich und was ich denke über diese Welt“, sagt Massimiliano Pironti. Dabei fällt er ins Englische, die Sprache seiner Musical-Welt: „Too many colors, too much chaos, too glossy, too fake.“

Noch als er jeden Abend den Tarzan-Freund gab, begann er, Bathoni Puplampu zu malen. Das war ein Vorteil, denn jeden Tag konnte er sich aufs Neue einen Eindruck von ihr machen, von den schwarzen Haaren, die so widerborstig sind, von ihrer dunklen Haut, die so schwierig zu malen ist, weil sie nicht so leicht durch Schatten Konturen bekommt. Im November war Pironti fertig. Er bewarb sich für den BP Portrait Award, wie 2667 weitere Künstler auch. Und es geschah, was er sich zuvor nicht ausgemalt hatte: Er wurde in die Runde der 48 Maler gewählt, deren Bilder die National Portrait Gallery ausstellt, zuerst drei Monate in London, dann in weiteren Orten in ganz Großbritannien, bis zum Juni nächsten Jahres.

„Durch die Ausstellung in London bin ich mir sicherer geworden. Mir ist klarer geworden, wie mein Weg verlaufen wird“, sagt Massimiliano Pironti, der mit Mitte 30 von Musical-Star auf Maler umsteigt. Dabei war ihm eigentlich schon als Kind klar, was seine Welt ist. Das erste Religionsbuch war ihm eine Offenbarung: „Diese Bilder von Michelangelo!“ In Colferro bei Rom, wo er aufwuchs,

gab es keine Kunst zu besichtigen, nicht einmal in der Kirche. Massimiliano bettelte seine Eltern um Bücher an. „Als ich die Werke von Botticelli sah, war das unglaublich für mich. Ich dachte, es ist unmöglich, dass ein Mensch so etwas malen kann.“

Er begann, Bilder zu kopieren, malte bei jeder Gelegenheit und lernte in vier Jahren Kunstgymnasium das Zeichnen, bevor er fünf Semester Architektur studierte, um später von irgendetwas leben zu können. Mittlerweile aber hatte er, inspiriert durch den älteren Bruder, seine Lust am Tanzen entdeckt, nahm Gesangsunterricht und kam ins Show- und Musical-Geschäft. Er übernahm Hauptrollen, spielte den Peter Pan, heuerte bei „Tarzan“ an und kam nach Stuttgart – in der Gegend lebt er auch jetzt wieder, der Liebe wegen.

„Mir gefällt die deutsche Mentalität. Aber ich vermisse meine Heimat“. Das erkannte er, als das Bathoni-Porträt nach fünf Monaten fertig war. Also holte er sich seine Heimat in das Mini-Atelier in seiner Wohnung – indem er seine Großmutter malte: Vincenza Pesoli, 94 Jahre alt. Sie sitzt, fotorealistisch festgehalten, auf einem Stuhl in ihrer Küche, eine Wärmflasche mit der Aufschrift „Made in China“ in ihren faltigen Händen, die Augen ins Unendliche gerichtet, während sich im Schwarz der Pupillen die Küche spiegelt.

„Sie ist noch da, sie ist noch stark“, sagt Pironti. Und doch hat er die Großmutter für das Bild vor ein Fenster gesetzt, dessen Vorhang ein bisschen in Bewegung zu sein scheint, als wäre der Geist der alten Dame schon auf dem Weg in die Ewigkeit. Das Haus in Colferro verlässt sie nicht mehr, weil sie nicht möchte, dass die Leute im Ort sich über ihre Falten auslassen. Dass einer ihrer zwei Dutzend Enkel sie malt, schmeichelt zwar ihrer Eitelkeit, aber sie ahnt wohl, dass Massimiliano die runzlige Haut in einer Schärfe abbilden wird, die ihr gar nicht behagt. „Tu es nicht ins Internet“, hat sie ihn gebeten.

Intuitiv hat sie wohl geahnt, dass das Folgen haben könnte. Ein Video auf Instagram, auf dem gerade erst das Gesicht der Nonna plastisch zu sehen war, führte jedenfalls zur Ausstellung des Bildes in Italien. Für das Festival di Filosofia ist das Bild nach Modena gebracht worden. Vincenza Pesoli selbst wird es nicht sehen. So weit weg von Colferro war sie noch nie.

Das nächste Kunstwerk wird wohl dreidimensional sein. Noch denkt Pironti viel darüber nach. Ohnehin denkt er viel zu viel, stellt er fest, gerade beim Malen. Er hat Zeit dafür: Mehrere Monate arbeitet er an einem einzigen Bild, täglich einige Stunden, ganz allein in der Wohnung. Hyperrealistische Bilder erfordern Können, Fleiß und Disziplin. Meist hört er beim Malen Musik: Soul, R&B oder Black Music. Ist er einsam? Fehlt ihm der Musical-Betrieb, das Publikum? Das schon, Pironti gibt es zu. Aber er weiß auch: „Ich bin zuallererst ein Maler, und erst dann kommen Tanz, Gesang und Show.“





IM KLIEMANN'S LAND

Lädt ein Youtuber aufs Land:
Klingt wie ein Witz, ist aber das
Projekt von Fynn Kliemann.
Helfer rennen ihm den Hof ein.

Von Sebastian Eder, Fotos Daniel Pilar

Die Tradition kommt zur Moderne, wie sich das für sie gehört: mit dem Traktor. Auf dem Anhänger sitzen die Mitglieder der Akkordeongruppe Wangersen, sie spielen schon, ihre Musik schallt an diesem Mittwochabend durch das niedersächsische 250-Seelen-Dorf Rüspel. Der Traktor rollt vorbei an dem Schild „Willkommen im Kliemannsland“ und der Halle der Freiwilligen Feuerwehr gegenüber, hinter einem Feld biegt er ab, wenig später sitzen die Musiker im Kliemannsland auf Holzstühlen.

Vor ihnen läuft Fynn Kliemann mit dem Smartphone in der Hand auf und ab. „Sehr gute Teufelsgeige, schreibt einer auf Instagram“, ruft der Achtundzwanzigjährige den alten Musikern begeistert zu. Dann schnappt er sich ein Akkordeon und spielt ein paar Lieder mit. Die Idee, dass die Akkordeongruppe einen Probeabend im Kliemannsland veranstaltet, hatte Horst Grote. Der 75 Jahre alte Mann lag mit dem Opa von Fynn im Krankenhaus. „Wir hatten viel Zeit. Und er hat mir erzählt, was sein Enkel alles macht. Das wollten wir uns jetzt mal anschauen.“

Vor zwei Jahren hat Fynn Kliemann den alten Bauernhof in Rüspel, auf halbem Weg zwischen Hamburg und Bremen, mit einem Geschäftspartner gekauft. Beim Rundgang zeigt er der Akkordeongruppe das mehr als drei Hektar große Gelände. „Das ist ein Ort, an dem man sich selbst verwirklichen kann“, sagt er. „Aus Pferdeställen und Scheunen machen wir Ateliers, Galerien und Tonstudios. Wir haben Werkstätten, und jeder kann hier das machen, was er zu Hause nicht machen kann.“

Als die Gruppe vor einem größeren Teich steht, in dem eine Art U-Boot aus Plastik treibt, das Kliemann mal irgendwo aufgetrieben hat, fragt Grote: „Hast du den alten Besitzer im Himmel mal gefragt, was er davon hält, dass es jetzt ein U-Boot auf seinem Hof gibt?“ Die Senioren lachen. Viele können sich noch gut daran erinnern, wie sie bei dem Wirt in der Festhalle auf dem Gelände früher Hochzeiten gefeiert haben. „Aber irgendwann war das



alles tot“, sagt Grote. „Toll, dass jetzt wieder Leben eingekehrt ist.“ Die Bühne in der alten Festhalle haben Kliemann und seine Helfer gerade für einen Geheimauftritt von Clueso neu gestaltet. Der Popstar war Anfang der Woche da, am kommenden Samstag feiert hier ein Ehepaar Goldene Hochzeit.

Um solche Veranstaltungen vorzubereiten und den Hof zu einem Kreativzentrum umzubauen, braucht Kliemann die Hilfe von Freiwilligen, die er sehr geschickt umwirbt. Im Internet hört sich das so an: „Das Kliemannsland ist der erste, beste und freiste Staat der Welt. Pack Zahnbürste, Unterhose und deinen Bürgerausweis ein. Fynn Kliemann erwartet dich.“ 40.000 Menschen haben sich als Bürger des fiktiven Staates angemeldet. Zu ihnen gehört auch die 26 Jahre alte Susanna Ewald, die am Morgen nach dem Besuch der Musiker in der Festhalle auf

dem Boden kniet und eine Trennwand streicht: „Die wird bei der Feier am Wochenende gebraucht.“ Die Studentin hat das Kliemannsland über den gleichnamigen Youtube-Kanal kennengelernt, auf dem der Umbau des Hofes dokumentiert wird. Berühmt wurde Kliemann im Internet vor Jahren mit seinen Heimwerker-Videos. Deren Charme, neben seinem Charme: Er hat keine Ahnung davon, was er macht – probiert es aber einfach aus.

„Ich fand die Videos immer lustig, habe mich aber nicht alleine her getraut“, sagt Susanna Ewald. Sie überzeugte eine Freundin mitzukommen. In einer Mail fragte sie an, ob sie in den Semesterferien helfen könnten. Die Antwort: „Bringt euer Zelt mit!“

Die Zelte können auf einer großen Wiese hinter dem alten Bauernhof aufgeschlagen werden. Daneben stehen ausrangierte Wohnwagen, die von den Helfern nach und nach ausgebaut werden. In einem von ihnen hat sich Gunnar Wehr für ein paar Tage eingerichtet. An diesem Mittag reißt er oberkörperfrei Unkraut aus dem Boden unter einer Freiluftdusche. „Heute Abend kommt eine Theatergruppe, die proben hier ein paar Tage und brauchen die Duschen.“ Wehr ist 330 Kilometer mit dem Mofa aus Berlin in die niedersächsische Provinz gefahren. Der Vierunddreißigjährige ist ein typischer Berliner Hipster: Er trägt einen langen Vollbart, ist Freiberufler in der Start-up-Szene der Hauptstadt – und vermisst die Arbeit mit den Händen. „Ich arbeite sonst vor allem mit dem Mund, telefoniere den ganzen Tag. Jetzt will ich mal richtig anpacken. Außerdem wohnen meine Eltern hier um die Ecke, also 60 Kilometer entfernt, die besuche ich danach noch.“

Etwas pathetisch könnte man sagen: Fynn Kliemann holt die jungen Menschen, die es seit Jahren in die Metropolen zieht, zurück aufs Land.

Auch Hanna Rolltschek ist Berliner, sie macht seit mehreren Monaten ein Praktikum im Kliemannsland und sitzt am Mittag in einem Büro in dem kleinen Backsteinhaus, das auf dem Hof steht. Hier leben und arbeiten die

Nicht alle Projekte hier haben einen tieferen Sinn: Fynn Kliemann schweißte für ein lustiges Internetvideo einen Grill auf ein Motorrad.



Landidyll trifft Youtube-Humor: Im Weiher liegt ein U-Boot.



Immer wieder müssen Videos gedreht werden, die eigentlich von ihrer Spontaneität leben. Doch die gute Laune nach getaner Arbeit löst diesen Widerspruch auf.

festen Mitarbeiter. Rolletschek kümmert sich gerade um die Organisation eines Food-Festivals, das auf dem Gelände stattfinden soll. „Für mich ist es nicht schlimm, nicht mehr in Berlin zu sein“, sagt sie. „Meine Familie kommt aus einem Dorf in Thüringen, die leben dort alle zusammen auf einem Hof. Und ich wollte unbedingt aus Berlin raus nach dem Abi. Ich hatte auf dieses Großstadt-Ding irgendwann keine Lust mehr, das wurde mir zu viel.“

Noch viel länger lebt Waldo auf dem Hof. Er kam vor eineinhalb Jahren als Besucher aus Baden-Württemberg – und wurde schnell Aufnahmeleiter für die Kliemannsland-Videos. „Wo man hinschaut, stehen Sachen, die wir gebaut haben. Selbst der riesige Tisch, an dem wir sitzen.“ Etwa 100 Meter entfernt ragt ein Holzgestell in den Himmel, auf einer Plattform ganz oben wurde ein Stuhl installiert. „Das ist der Schmähurm, den haben wir für das Werner-Rennen gebaut“, sagt Waldo. „Auf den Stuhl wird der Verlierer gesetzt und mit Katzenpisse geduscht – im Comic zumindest. Ansonsten versuchen wir den Hof voranzubringen und arbeiten uns Stück für Stück weiter vor.“

An diesem Nachmittag steht allerdings kein Projekt an, das den Hof (oder die Menschheit) in irgendeiner Form voranbringen würde. Ein Grill soll auf ein altes Motorrad mit drei Rädern geschraubt werden. Einziges Ziel: ein lustiges Video. Gegen 16 Uhr geht es los. Fynn Kliemann kommt mit einem alten Auto auf den Hof gerollt, ein Kamerteam aus Hannover wartet schon. Die nächsten fünf Stunden schweißen, schrauben und bohren Kliemann und seine Freunde an dem Motorrad herum, Funken fliegen, irgendwann verbrennt sich der Protagonist leicht am Fuß. „Hast du das drauf?“, ruft Fynn dem Kameramann zu. Um ihn herum haben sich ein paar Bürger



**IM
KLIEMANN
LAND**



Gunnar Wehr (großes Bild vorne links) ist mit seinem langen Vollbart der Prototyp des Berliner Hipsters. Aber er hat Lust aufs Landleben.

des Kliemannslands versammelt. „Schaut mich nicht alle so an, ich komme mir vor wie ein Theaterschauspieler.“ Man merkt, dass ein gewisser Widerspruch darin liegt, regelmäßig Videos drehen zu müssen, die eigentlich von ihrer Spontaneität leben. Aber spätestens als Kliemann kurz vor Sonnenuntergang grillend auf der Hinterseite des Motorrads steht, das über die Landstraße rast, ist die gute Laune echt. Und es stört dann auch nicht mehr, dass das Motorrad dabei auf dem Anhänger von Kliemanns Auto steht, weil es überhaupt nicht fahren kann.

Wenig später sitzt Fynn unter freiem Himmel an dem selbstgebaute Holzstisch, die Sonne ist längst untergegangen. „Wenn ich schlecht drauf bin, zeige ich das in den Videos auch. Ich habe kein Bock auf diesen Fernsehscheiß, bei dem man sich verstellen muss.“ Kliemann wuchs in einem Dorf zehn Kilometer entfernt von Rüspel auf, machte eine Ausbildung als Mediengestalter und eröffnete eine Agentur, die Websites baut und für die er bis heute drei Tage in der Woche arbeitet. „Ansonsten ist meine Philosophie: Ich mache das, worauf ich Bock habe.“

Das ist nicht wenig. Er hat ein Buch mit „fast 21 völlig beknackten Kurzgeschichten“ geschrieben, ein Musikalbum produziert, das Ende September erschienen ist, ein Haus mit seiner Freundin gekauft und ausgebaut und vor allem immer wieder Videos gedreht, die auf Youtube so viele Zuschauer finden, dass er viele Angebote bekam. Selbst der Sendeplatz von „Circus Halli-Galli“ bei Pro Sieben soll im Gespräch gewesen sein. „Ich habe alles abgesagt, weil ich keinen Bock darauf hatte, die Grenzen zu akzeptieren, die es bei großen Sendern immer gibt.“

Nur für den NDR drehte er mal eine Pilotfolge für eine Serie unter dem Titel: „Fynn wollte schon immer

**IM
KLIEMANN
SLAND**



Auf dem Motorrad wird gegrillt, dann ist das Video im Kasten. Danach gibt es Bier bei Kerzenlicht unterm Sternenhimmel.

mal“. „Die fanden sie dort alle megageil und wollten direkt 42 Folgen für ein Jahr kaufen. Ich habe aber abesagt, weil es mir zu stressig war. Ich wollte lieber mein eigenes Ding machen, mir einen Hof kaufen, auf dem ich mit Freunden machen kann, was ich will – und das filmen. Da haben sie gesagt: Klingt auch geil, dann bezahlen wir das.“

Seitdem produziert er seine Videos für Funk, ein Angebot für junge Leute von ARD und ZDF im Internet. Geld gibt es aber nur für die Sendung. „Den Hof müssen wir selbst unterhalten“, sagt Kliemann. „Und uns wurde schnell klar, dass wir das niemals alleine schaffen.“ Also warb er im Internet um Helfer. „Und dann sind wir überannt worden.“ Es habe dabei durchaus auch Probleme ge-

geben. „Manche wollten hier einfach nur rumhängen. Ich habe ziemlich schnell gesagt: Das ist nicht das, was wir hier planen. Ich will nur Leute, die Bock haben anzupacken und was zu reißen. Ein paar mussten dann gehen.“ Mit dem Begriff Kommune kann er nichts anfangen: „Wir sind keine Hippies. Das ist ein Hof voller Arbeiter.“

Es gab eine Zeit, in der auch Kliemann nicht mehr in der Provinz leben wollte. „Ich hatte hier kaum Freunde, mit denen ich skaten, Musik machen und feiern konnte. Aber das ändert sich gerade. Jetzt ziehen die Leute aus Hamburg und Berlin zu mir.“ Das Kliemannsland sei voll von Menschen, die er immer gesucht und nicht gefunden habe. „Dieser Hype, unbedingt nach Berlin zu müssen, weil man da angeblich alles machen kann, ist irgendwann vorbei. Viele Leute, die in die Stadt gezogen sind, wollen zurück aufs Land. Und Leute aus der Stadt kommen aufs Land und merken: Hier ist Platz ohne Ende, das Leben ist billig, und eigentlich kann man genau hier machen, was man will. Man braucht nur Freunde.“

Eine seiner Mitarbeiterinnen ist gerade auf der Suche nach einem Haus in der Gegend. Das nächste große Ziel des Teams ist es, dass sich das Kliemannsland in ein paar Jahren autark versorgen kann. „Wir kochen jetzt schon mit Gemüse aus unserem Garten und wollen in Zukunft auch die Energie, die wir verbrauchen, selbst produzieren“, sagt Kliemann. Dass es manchmal auch ganz ohne Strom geht, zeigen die Schauspieler, die mittlerweile ein paar Hundert Meter hinter ihm lachend und trinkend im Kerzenlicht sitzen. Um sie herum stehen Bauwagen, die sie in der Dämmerung mit Traktoren auf das Gelände gezogen haben. Über ihnen leuchten so viele Sterne, wie man sie in der Stadt im ganzen Jahr nicht sieht. ◀



Gemüse anbauen, Wäsche waschen, Unkraut jäten: Alle packen an.

Mehr im Video: www.faz.net/kliemannsland

IM KLIEMANN'S LAND



Magnus Hofmann, Therapeut in der Wohngruppeneinrichtung *Auxilium Reloaded* in Dortmund, und sein 17 Jahre alter Patient Paul (er heißt eigentlich anders) erzählen.

PAUL:

Es hat schon immer Zeiten gegeben, wo ich einen Tag mal nicht in der Schule war, den Tag mit Zocken im Bett verbracht habe. Dann, da war ich 14 und in der achten Klasse, war es ziemlich krass. Da bin ich abgestürzt. Ich war drei Monate lang nicht in der Schule, saß den ganzen Tag nur vorm PC. In dieser Zeit habe ich niemanden mehr getroffen, bin höchstens mal auf eine Lan-Party gegangen. Meine Freunde haben immer mal versucht, mich rauszuziehen, aber es hat nicht funktioniert. Da habe ich selbst gesagt: So kann's nicht weitergehen.

MAGNUS HOFMANN:

Wer zu uns kommt, ist meist schon lange aus der Schule raus, teils mehrere Monate, teils auch Jahre. Es gelingt uns meistens ganz gut, die Bewohner wieder an die Schulen anzubinden. Wir haben hier drei Säulen: erstens einen gesunden Tag-Nacht-Rhythmus, zweitens die Teilnahme an Einzel- und Gruppentherapie, drittens Freizeitbeschäftigungen. Wer bei uns wohnt, muss sich ein Hobby suchen, das nichts mit Medien zu tun hat.

PAUL:

In diesen drei Monaten habe ich vor allem „League of Legends“ gespielt, ein Massively Multiplayer Online Game. Man ist in einer großen Arena, hat vier Teammitglieder und fünf Gegner, und alle haben verschiedene Rollen: Einer macht viel Schaden, einer hält viel aus, einer ist ein Magier. Man muss in die Basis der Gegner eindringen und den Nexus zerstören. Man kann in verschiedene Ligen aufsteigen, besser werden. Das war für mich der Reiz. Sagen zu können: Ich hab's geschafft, ich bin jetzt in Gold. Mein Lieblingscharakter bei „League of Legends“ heißt Rengar und ist eine Raubkatze mit einem Dolch, der macht nicht langsam Schaden, sondern ganz schnell und viel. Er tötet schnell die Magier und rennt dann raus. Mir gefallen seine Stimme, sein Charakter und sein Aussehen, eigentlich alles an ihm.

MAGNUS HOFMANN:

Unsere Gruppentherapie machen wir oft im Computerraum. Da zeigt dann einer sein Lieblingsspiel, und die anderen sehen auf ihren Bildschirmen dasselbe wie er. Es geht dann darum, sich kritisch mit dem Spiel auseinanderzusetzen: Welche Gefühle habe ich dabei? Geht es mir um Belohnung? Was gibt es für Mechanismen im Spiel, auf die ich besonders anspreche? Welche positiven Ressourcen und Eigenschaften habe ich im Spiel, die mir vielleicht in der Realität fehlen? Wer im persönlichen Umgang schüchtern ist oder an Angst oder Antriebslosigkeit leidet, der leitet online vielleicht eine ganze Brigade. Die Jungen sollen hinterfragen, warum die Spiele so wichtig für sie geworden sind.

PAUL:

Im Spiel habe ich mehr mit Gleichaltrigen zu tun als im richtigen Leben. Es besteht eine gewisse Anonymität, und man lernt sich schon mit demselben Interesse kennen. Das macht es leichter als im wirklichen Leben. Es ist leichter, im Teamspeak-Channel zu fragen: „Habt ihr Bock, was zu spielen?“, als im realen Leben auf Leute zuzugehen und zu sagen: „Wollen wir was machen?“

MAGNUS HOFMANN:

Oft sagen die Jugendlichen: „Worüber soll man überhaupt reden in der Realität, wie stellt man den ersten Kontakt her?“ Das ist natürlich in Chat-Räumen sehr einfach. Dort kann man sich auch länger Antworten überlegen, weil die Kommunikation schriftlich läuft.

PAUL:

Meine Mutter hat in dieser Zeit viel gearbeitet, zu Hause, aber auch im Büro. Sie hat Sachen probiert wie Internetsperren, aber die bin ich umgangen. Ich habe mich über mein Handy verbunden mit dem PC. Irgendwann hat sie gesagt: „Ich kann nicht mehr. Dann spiel halt.“ Sie hat gehofft, dass ich es irgendwann wieder von selbst auf die Reihe bekomme. Das war aber nicht so. Irgendwann haben sie und meine Lehrerin mir dann zusammen vorgeschlagen, in eine Klinik zu gehen. Da habe ich direkt gesagt: Ja, ich will das so nicht mehr.

SUCHT SPIEL



Wie wird man spielesüchtig?
Und wie kommt man davon los?
Ein Junge und sein Therapeut reden.

Von Leonie Feuerbach

MAGNUS HOFMANN:

Das oberste Gebot hier bei uns ist die Freiwilligkeit. Ältere melden sich teils von selbst bei uns. Aber gerade bei jüngeren Jugendlichen wollen vor allem die Eltern diese Therapie. Die Jugendlichen müssen schon das Konzept akzeptieren, sonst tut das der Gruppe nicht gut, sondern schadet den anderen Bewohnern. Dann sorgen wir auch dafür, dass man sich wieder trennt.

PAUL:

Ich habe in der Klinik eine mittelschwere Depression diagnostiziert bekommen und war gut zwei Monate dort. Der Arzt meinte: Eigentlich sollte ich nie wieder Computer spielen, zumindest nicht bis zu meinem 18. Geburtstag. Schon da gab es die Idee, dass ich in eine betreute Wohngruppe gehe. Ich wollte aber lieber zu Hause wohnen. Da hatte ich dann keinen Computer mehr. Irgendwann habe ich meine Mutter gefragt, ob ich auf ihrem Laptop einen Film sehen darf und habe da heimlich Spiele installiert. Ein Freund hat das meiner Mutter verraten. Ich war erst wütend darüber, heute bin ich dankbar.

MAGNUS HOFMANN:

Wenn jemand viel ans Spielen denkt, das den Alltag dominiert, er sich Chancen verbaut, andere täuscht bezüglich seines Spielverhaltens und Eindämmungsversuche nicht funktioniert haben, dann gehen wir von einer Sucht aus. Auch wenn es die Diagnose Videospielabhängigkeit in Deutschland offiziell noch nicht gibt.

PAUL:

Das Spielen war damals mein Leben. Ich habe auch andere dafür runtermacht, wenn sie schlecht gespielt haben. Ich bin ausgerastet, habe gegen die Wand geschlagen, bis es geblutet hat. Ich musste einfach meine extreme Wut rauslassen. Ich konnte das nicht kontrollieren. In der Zeit, in der ich so viel gespielt habe, ging es mir richtig schlecht. Manchmal kam dieser Frust aus dem realen Leben. Ich sollte zum Beispiel abspülen und hatte keinen Bock, war schnell gereizt, wenn meine Mutter was von mir wollte. Aber meistens kam der Frust aus dem Spiel.

MAGNUS HOFMANN:

Ob das Spielen wirklich all das verursacht hat, ist fraglich. Vielleicht ist Paul zu jung, um selbst zu verstehen, was der Auslöser war. Es war wohl ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren. Irgendwann geht es aber auch in der Therapie nicht mehr um den Auslöser, sondern um die Frage, wie man die Situation verändern kann.

PAUL:

Nach der Zeit in der Klinik bin ich wieder in die Schule gegangen, habe dann auch die 10. Klasse geschafft. In der 11. gab es neue Kurse mit neuen Leuten, und es wurde schwerer, ich hätte richtig lernen müssen. Da kam wieder ein Absturz. Ich habe noch mal so zwei Monate die Schule geschwänzt, kam wieder in die Klinik. Nach drei oder vier Tagen habe ich gesagt: Hier wird nicht an meinem Problem gearbeitet. Ich will in diese Wohngruppe.

MAGNUS HOFMANN:

Noch steht die Arbeit mit Mediensüchtigen am Anfang. In Hamm gibt es eine Einrichtung, die so heißt wie unsere und die mit stoffgebundenen Süchten arbeitet, also Drogen und Alkohol. Dort gab es wiederholt Anfragen von Jugendlichen mit einer Abhängigkeit von Computer- und Konsolenspielen. Denen wollte man auch helfen, das war so 2005, 2006. Dann hat man gesagt: Ja, aber wir müssen es anders machen als bei Drogen und Alkohol. Bei Drogensüchtigen geht es oft darum, das alte, schädliche Umfeld zu verlassen. Mediensüchtige Jugendliche sollen aber in ihr altes Umfeld zurückkehren.

PAUL:

Die ersten beiden Wochen hier waren schrecklich. Davor dachte ich, hier könne ich noch zocken, dass das nicht gleich ganz weg ist. Das war es aber. Da dachte ich: Worauf habe ich mich eingelassen? Ich will hier raus.

MAGNUS HOFMANN:

Die Jugendlichen dürfen hier schon Medien nutzen, um zum Beispiel Mails und Bewerbungen zu schreiben. Computerspielen dürfen sie am Anfang natürlich nicht. Aber wenn sie sich für eine gewisse Zeit an die Regeln halten, ein Hobby gefunden haben, können sie sich sozusagen hocharbeiten. Und dann dürfen sie sogar bis zu drei Stunden pro Woche Computerspielen.

PAUL:

Ich darf inzwischen bis zu zwei Stunden spielen. Wenn dann ein Betreuer klopft und sagt: „Jetzt ist Schluss“, dann kann ich eigentlich immer ziemlich gut aufhören.

MAGNUS HOFMANN:

Wir möchten nicht Abstinenz, sondern Kompetenz erreichen. Abstinenz ist im Alltag oft schwierig, denn Medien kann man sich nicht entziehen – noch ein Unterschied zur Therapie von Alkohol- oder Drogenabhängigen.

PAUL:

Nach ein paar Wochen hier wollte ich wieder zur Schule, war voll motiviert. Aber es hat nicht funktioniert. Nach dem dritten Tag habe ich gesagt: Ich will mich nicht mehr quälen. Dann mache ich halt kein Abitur, sondern was Praktisches. Ich habe dann ein Praktikum gemacht in der Physiotherapie. Jetzt will ich noch andere Praktika machen, mich weiter ausprobieren: Fotografie, Fitnessstudio, was Kaufmännisches. Und dann eine Ausbildung. Das Praktikum ging klar, ich habe kein einziges Mal gefehlt. Wahrscheinlich auch, weil ich da nicht mit Gleichaltrigen zu tun hatte. Bei denen ist es wichtiger, wie die über einen urteilen. Bald werde ich 18, dann kann ich machen, was ich will. Die Vorstellung, alleine zu wohnen, auch einfach mal zocken zu können: Das ist schon verlockend. Aber ich schätze, ich bleibe noch eine Weile hier.

MAGNUS HOFMANN:

Wir hoffen, dass die Bewohner bei uns ein kritisches Verständnis für sich selbst und ihr Medienverhalten entwickeln. Wenn jemand auszieht, raten wir ihm, sein Medienverhalten so zu planen, dass es regelmäßig unterbrochen wird, von sportlichen Hobbys, sozialen Kontakten. Es gibt auch Apps, die helfen, das zu timen. Wir installieren, wenn nötig, noch Familienhilfen oder andere Angebote. Und für den Übergang haben wir hier im Haus eine Verselbständigungs-Wohnung: Da sind die Medienkontingente nicht limitiert, und die Bewohner können sich selbst beweisen, dass sie es trotzdem schaffen.

PAUL:

Egal, wie lange ich noch bleibe, ich werde nie sagen können: Okay, nach zwei Stunden mache ich Schluss. Dafür ist das Problem schon zu lange da. Ich hoffe, dass ich trotzdem andere Sachen auf die Reihe kriege. Also immer zur Arbeit gehen, aber am Wochenende auch mal zwölf Stunden zocken. Ich hoffe, ich schaffe das. Gerade, wenn ich dann auf mich allein gestellt bin.

MEHR ALS
90%

aller Kinder und Jugendlichen in den Vereinigten Staaten spielen Computerspiele. Das ergab eine Untersuchung von 2017.

3,2%

der Befragten beschrieben sich selbst in einer deutschen Studie von 2003 als internetsüchtig; weitere 6,6 Prozent werden als gefährdet klassifiziert.

11,9%

der befragten Jungen und 2,9 Prozent der Mädchen litten laut einer amerikanischen Studie zum Befragungszeitpunkt an einer „Gaming Disorder“. Damit waren Jungen fünfmal so häufig betroffen wie Mädchen.

8,5%

amerikanischer Computerspieler zwischen acht und 18 Jahren erfüllten laut einer Studie mindestens sechs von elf Sucht-Kriterien (zum Beispiel gedankliche Eingenommenheit, Entzugssymptome, Toleranzentwicklung und abnehmendes Interesse an realen Interaktionen). In einer australischen Studie waren es rund fünf Prozent, die mindestens vier von neun Kriterien erfüllten.

26%

der problematischen Spieler wiesen ihre Symptome laut einer Studie über einen Zeitraum von zwei Jahren auf. Eine andere Studie ergab, dass jeder zweite Spieler über ein Jahr hinweg Suchtsymptome aufwies.

77,8%

der Internetsüchtigen in einer klinischen Untersuchung waren auch depressiv (18 von 23 Studienteilnehmern).

EINE JUNGS-KRANKHEIT?

Ist Videospielabhängigkeit ein eigenes Krankheitsbild? Diagnosen können inflationär werden, wie die Debatten um Porno- oder Sexsucht zeigen. Auch über eine Sportsucht wurde schon diskutiert. Kritiker warnen davor, jede exzessiv ausgeübte Freizeitaktivität zur Sucht zu erklären – und auch gesunde „Gamer“ zu stigmatisieren.

Im wichtigsten internationalen Klassifikationssystem für medizinische Diagnosen taucht die Computerspielabhängigkeit bisher nicht auf. Allerdings wurde im Sommer eine erste Version des aktualisierten Klassifikationssystems publiziert, das ICD-11, das 2019 verabschiedet werden und 2022 in Kraft treten soll. Und hier erscheint die „Gaming Disorder“.

In den amerikanischen Diagnose-Katalog psychischer Krankheiten, das DSM, wurde die „Gaming Disorder“ schon 2013 aufgenommen – als Forschungsdiagnose. Das bedeutet, dass es sich sehr wahrscheinlich um ein eigenes Krankheitsbild handelt, das aber noch besser erforscht werden muss. Als Kriterien für die Diagnose werden gedankliche Eingenommenheit, Entzugssymptome, Toleranzentwicklung, exzessive Nutzung und Vertuschung genannt.

Natürlich brauche man nicht für jede exzessiv ausgeübte Aktivität eine eigene Diagnose, sagt Daniel Illy, der als Arzt und Therapeut in Berlin arbeitet und eine Sprechstunde für Jugendliche mit exzessivem Videospieldkonsum anbietet. Als jemand, der selbst gerne spielt, kennt er aber die Faszination des Mediums. Ein „Serien-Marathon“ etwa sei mit der Dynamik beim Videospielen nicht vergleichbar: „Im Gegensatz zu Serien schlüpf man im Videospiel in eine andere Rolle, versinkt nicht nur passiv, sondern in gewisser Weise aktiv in einer anderen Welt. Wenn man sich mit dieser Welt zu sehr identifiziert, kann das gefährlich werden.“

Eine Studie des Familienministeriums nennt soziale Interaktion, Belohnungselemente und das Fehlen eines Endpunkts in der Spielhandlung als Faktoren, die das Suchtpotential erhöhen. Vor allem Ego-Shooter und Online-Rollenspiele hätten hohes Suchtpotential. Illy beobachtet, dass es teils auch zu Überschneidungen mit Glücksspielsucht kommt, etwa bei unentgeltlichen Spielen, in denen Spieler sich mit Geld Vorteile erkaufen können, und bei „Lootboxen“, virtuellen Kisten mit Waffen oder anderen Objekten, deren Inhalt erst nach dem Kauf sichtbar wird.

Die meisten Jugendlichen, die an Computerspielsucht leiden, haben noch eine weitere Erkrankung. Manche sind hyperaktiv, haben Schwierigkeiten in der Schule und lenken sich davon mit dem Spielen ab. Viele leiden an Angsterkrankungen, sind unter Gleichaltrigen schlecht integriert oder trauen sich den Umgang mit anderen Menschen nicht zu. Manche sind auch depressiv. Mit dem Spielen wollen sie sich von negativen Gedanken ablenken. Einige Experten sind auch wegen dieser Begleiterkrankungen (Komorbiditäten) dagegen, Videospielabhängigkeit als eigenständige Krankheit zu betrachten. Allerdings sind Kausalitäten bei psychischen Erkrankungen generell schwierig auszumachen. Es kann durchaus auch so sein, dass fehlende Bewegung an der frischen Luft und die Isolation beim Spielen eine Depression begünstigen.

Die Debatte wird oft emotional geführt. Exzessives Spielverhalten allein ist aber noch keine Sucht. Und wer Ego-Shooter spielt, wird noch lange nicht zum Amoktäter. Auch dass ein Dreizehnjähriger mit dem Klavierunterricht aufhört und stattdessen Computer spielt, ist eher ein normales als ein pathologisches Verhalten, wie Daniel Illy sagt. Wo aber tatsächlich eine Abhängigkeit vorliege, sei es wichtig, angemessen damit umzugehen. Teils würden Eltern den Router wegschließen oder das Gamepad verstecken. „Das führt nur zur Eskalation“, sagt Illy. Dann griffen die Jugendlichen oft zu drastischen Mitteln: Sie werfen mit Gegenständen, drohen, sich selbst etwas anzutun, oder fordern die Herausgabe des Routers mit dem Küchenmesser in der Hand ein.

Viele Studien bestätigen, dass Jungen öfter videospielabhängig sind als Mädchen. Unklar ist jedoch, warum Mädchen, die zuweilen ebenfalls süchtig sind, trotzdem kaum in Hilfeinrichtungen auftauchen. Daniel Illy vermutet, dass es Eltern eher akzeptieren, wenn keine Ballerspiele gespielt werden, sondern harmlos wirkende Facebook-Spiele. (lfe.)



Nicola Gratteri, 1958 in Gerace geboren, studierte Jura an der Universität von Catania. Als Staatsanwalt der Direzione Investigativa Antimafia kämpft er gegen die 'Ndrangheta. Die kalabrische Mafia ist längst globalisiert – aber ihre Heimat hat sie noch immer in Dörfern wie Cirò.

„Sie haben schon diskutiert, wo sie mich in die Luft sprengen“

Staatsanwalt Nicola Gratteri über seinen Kampf gegen die mächtigste Mafia der Welt und ein Leben unter Polizeischutz

Interview David Klaubert

Fotos Ricardo Wiesinger

Herr Gratteri, Sie haben die 'Ndrangheta, die kalabrische Mafia, als „die mächtigste kriminelle Holding der Welt“ bezeichnet. Was macht sie dazu?

Die profitabelste Aktivität in der Welt des organisierten Verbrechens ist der Drogenhandel. Und die bedeutendste Droge dabei ist das Kokain. Die 'Ndrangheta hat ein Quasimonopol auf den Import von Kokain aus Südamerika nach Europa. Sie beherrscht den Großhandel. Als einzige Mafia ist die 'Ndrangheta auf allen fünf Kontinenten präsent. Und nicht zuletzt ist da ihre Brutalität, wenn jemand versagt oder einen Fehler macht.

Wie ist es, diese kriminelle Organisation als Feind zu haben? Ich mache diese Arbeit seit 1986. Seit 1989 lebe ich unter Personenschutz. Damals schossen sie auf das Haus meiner Verlobten, in Kopfhöhe. Anschließend riefen sie bei ihr an und sagten ihr, dass sie mich nicht heiraten sollte, dass sie einen toten Mann heiraten würde. Aber wir Kalabresen sind Sturköpfe. Und so hat sie mich trotzdem geheiratet.

Gab es auch Anschläge auf Sie selbst?

Die Drohungen haben zugenommen. Und wir haben immer wieder Gespräche abgehört, in denen sie diskutierten, wie sie mich umbringen könnten, welchen Sprengstoff sie zur Verfügung hätten, wo sie mich am besten in die Luft sprengen würden, und so weiter und so weiter.

Wie wirkt sich die ständige Bedrohung auf Ihr Leben aus?

Seit mehr als 20 Jahren war ich nicht mehr im Kino. Seit sieben, acht Jahren habe ich nicht mehr im Meer gebadet. Aber alles im Leben hat seinen Preis. Und das ist der Preis für meine Zielstrebigkeit, für meinen Einsatz. Ich hätte in den Norden gehen können, auf einen ruhigen, weniger gefährlichen Posten an der Adria oder in der Toskana. Aber ich mache meine Arbeit sehr gern, sie begeistert mich.

Sie sind in Gerace aufgewachsen, im Herzen Kalabriens.

Wie war Ihre Kindheit dort?

Ich hatte großes Glück. Ich wurde in eine arme, einfache Familie geboren, meine Mutter war nur drei Jahre in der Schule, mein Vater fünf. Aber sie waren ehrliche, intelligente Leute. Sie schickten ihre Kinder in die Schule. Meine Mutter hat jeden Morgen kontrolliert, ob ich meine Hausaufgaben gemacht hatte, ob ich mich gewaschen hatte. Und wenn ich aus der Schule zurückkam, schaute sie sich meine Hefte an und fragte, ob ich mich gut benommen hatte. Diese Erziehung durch die Familie ist fundamental, noch wichtiger als die Schule. Wenn in der Familie über Ehrlichkeit und Großzügigkeit gesprochen wird, dann werden aus den Kindern nur selten Mafiosi.

Haben Sie als Kind etwas mitbekommen von der Mafia?

In die Mittelschule musste ich zehn Kilometer per Anhalter fahren, da habe ich auf dem Weg immer wieder Tote

liegen sehen. Und vor der Schule spielten sich die Söhne der Bosse wie kleine Mafiosi auf.

Inwiefern?

Sie waren arrogant, haben sich aufgeführt wie heutzutage Mobber. Sie wollten über die anderen bestimmen. Denn in ihren Köpfen fühlten sie sich schon als Mafiosi.

Einen Nachbars Jungen, mit dem sie in Gerace Fußball gespielt hatten, trafen sie viele Jahre später wieder. Er wurde festgenommen, weil er auf einem Segelboot 700 Kilogramm Kokain in die Vereinigten Staaten schmuggeln wollte. Wie war es für Sie, ihm in Miami bei einem Verhör gegenüberzusitzen?

In so einem Moment musst du Technokrat sein. Also musst du reden, diskutieren, zuhören und verhandeln. Die Gefühle, das Privatleben und das Bedauern, dass er dir da gegenüber sitzt, die müssen außen vor bleiben. Sonst kann man diese Arbeit nicht machen.

Hatten Sie Verständnis für den Lebensweg, den er eingeschlagen hatte?

Aus der Mafia gibt es keinen Ausweg. Von dem Moment an, in dem du als Mitglied der 'Ndrangheta getauft wirst, gehörst du dazu, bis du stirbst oder bis du mit der Justiz zusammenarbeitest. Es wäre also sinnlos, an einen Ausstieg, eine Wiedereingliederung zu denken, indem man ein Auge zudrückt und ihm eine niedrigere Strafe gibt.



In seinem Büro in Catanzaro: Nicola Gratteri

Wie wichtig sind heutzutage so archaische Rituale wie die Taufe?

Sie sind wichtig, weil sie der Mafia dazu dienen, ihre Leute an sich zu binden, vor allem das Fußvolk. Der geheime Aufnahmezeremonie übt eine Faszination aus. Junge Männer, Taugenichtse, fühlen sich plötzlich wichtig, wenn sie dazugehören.

Wissen Sie, wie die Mafiosi über Sie und Ihre Arbeit denken?

Sie wissen genau, und das sagen sie auch in abgehörten Gesprächen, dass ich nicht korrupt, nicht korrumpierbar bin.

Spüren Sie da manchmal auch Respekt?

Für Ermittlungen zu den Verbindungen zwischen der 'Ndrangheta und den AUC, kolumbianischen Paramilitärs, war ich in Bogotá. Da sah ich rund um die italienische Botschaft viele dunkelgrüne Fahrzeuge, gepanzerte Jeeps. Weil in der Gegend viele Botschaften waren, dachte ich, da findet irgendwo ein Fest statt. Aber auch vor dem Hotel, in dem ich schlief, sah ich dann die Autos. Zwei Jahre später, als ich Salvatore Mancuso, einen der Anführer der AUC, der inzwischen gefasst und ausgeliefert war, in einem Gefängnis in Washington traf, sagte er mir: „Wir kennen uns. Ich bin damals zu dir gefahren, um zu sehen, wer der Verrückte ist, der meinetwegen aus Italien kommt.“ In den Autos waren seine Männer.

Wie konnte sich in Kalabrien, einem der ärmsten Landstriche Europas, eine globalisierte Mafia entwickeln?

Der Name 'Ndrangheta taucht um 1920 zum ersten Mal auf, und er bedeutet so viel wie mutiger Mann, tapferer Mann. Ihre Wurzeln hat sie in der Picciotteria, das sind Banden von Viehdieben, Betrügern, Fälschern. Die Frage ist deshalb: Wieso sind die Hühnerdiebe im restlichen Europa im 19. Jahrhundert Hühnerdiebe geblieben? Und wieso wurden aus Hühnerdieben in Italien große Mafiaorganisationen?

Ja, wieso?

Die Bourgeoisie und die Aristokratie in Süditalien nutzten damals die Picciotti, also Kleinkriminelle, die Viehdiebstahl oder ähnliches auf dem Kerbholz hatten, um Wahlen auf kommunaler Ebene zu beeinflussen, zum Beispiel in Reggio Calabria im Jahr 1869. Durch diese Verbindung mit den Herrschenden wurden die Picciotti anerkannt, geadelt. Und so zur Mafia.

Trotzdem galt die 'Ndrangheta lange als Hinterwäldlermafia, der im Gegensatz zur sizilianischen Cosa Nostra kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wann hat sich das geändert?

Mit der Globalisierung, mit der Vereinheitlichung von Gebräuchen und Konsumverhalten in den achtziger,

„Sie haben schon diskutiert, wo sie mich in die Luft sprengen“

neunziger Jahren, ging auch eine Vereinheitlichung des Drogenkonsums einher, hin zum Kokain. Die 'Ndrangheta verstand es, dieses große Geschäft zu nutzen. Im Gegensatz zur Cosa Nostra, die bis dahin die stärkste, die Königsmafia war.

Und die in Italien mit Bombenanschlägen Angst und Schrecken verbreitete.

Die Cosa Nostra wurde damals von den Corleonesi geführt, einer Familie aus Corleone. An ihrer Spitze stand Salvatore Riina, ein Wahnsinniger. In seinem Allmachtsdelirium dachte er, er könne dem Staat seine Agenda diktieren. Der Staat musste reagieren, konzentrierte sich auf die Cosa Nostra – und übersah dabei die 'Ndrangheta.

Wie gelang der kalabrischen Mafia der Einstieg ins internationale Kokaingeschäft?

In den achtziger Jahren entführte die 'Ndrangheta Hunderte Personen, in Kalabrien, aber auch im Piemont, in der Lombardei, in Venetien und in Emilia-Romagna. Mit dem Geld, das sie so einnahm, schickte sie Männer nach Südamerika, ihre Broker. Die verhandelten mit den Kartellen, vor allem in Kolumbien, um das Kokain dort zu einem möglichst niedrigen Preis zu bekommen. Heute hat die 'Ndrangheta Männer, die fest in Südamerika leben. Und sie kauft das Kokain auf Rechnung, das heißt sie muss erst zahlen, wenn sie es in Europa weiterverkauft hat. Das zeigt, wie groß das Ansehen und das Vertrauen sind, das die 'Ndrangheta bei den Drogenkartellen genießt. Seit einigen Jahren sehen wir auch, dass sie selbst am Anbau der Koka-Pflanzen beteiligt ist.

Wie wird das Kokain nach Europa geschmuggelt?

Die 'Ndrangheta ist auf den Transport in Containern spezialisiert. In doppelten Böden, in Kühlschränken, in Obstlieferungen. Die schnellste Methode: Taschen mit jeweils 20 oder 25 Kilogramm Kokain in einen Container stellen, kurz bevor er geschlossen wird. Das passiert kaum noch in kolumbianischen Häfen, denn Kolumbien ist das Land in Südamerika, das den Drogenschmuggel am ernsthaftesten bekämpft. Der am häufigsten benutzte Hafen heute ist der Hafen von Santos in Brasilien. Von dort wird das Kokain auf Containerschiffen nach Europa geschickt, die so groß sind, dass sie im Mittelmeer zum Beispiel nur im Hafen von Gioia Tauro, in Kalabrien, anlegen können. Auch die Häfen von Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen werden von der 'Ndrangheta genutzt. Die Bande, die den jeweiligen Hafen beherrscht, nimmt die Taschen nachts aus dem Container. Darin liegt dann auch schon ein originalgetreues Siegel bereit, mit dem sie ihn wieder verschließen können. Und wenn sie das Kokain aus dem Hafen gebracht haben, ist es schon 35.000 Euro pro Kilo wert.

Wie viel zahlt die 'Ndrangheta für ein Kilogramm Kokain in Südamerika?

Von der amerikanischen Antidrogenbehörde DEA und anderen Polizeibehörden wissen wir, dass internationale Verbrecherorganisationen das Kilo in Südamerika für 1800 Euro kaufen. Wir haben aber Gespräche abgehört, aus denen hervorgeht, dass die 'Ndrangheta 1000 Euro zahlt – also 800 Euro weniger als die anderen. Wie macht sie das? In Kalabrien schließen sich vier, fünf wichtige 'Ndrangheta-Familien zusammen, Familien der ersten Liga, und beauftragen gemeinsam einen Broker. Der kauft dann in Südamerika 5000 Kilo Kokain. So viel braucht die italienische Mafia natürlich nicht. Sie handelt wie die Aufkäufer der Melonen in Apulien oder der Tomaten in Kampanien. Sie kaufen alles, was auf dem Markt ist, und können so den Preis diktieren. Wenn sie es in Europa an kleinere Organisationen verkaufen, kann der Preis schon 50.000 Euro pro Kilo erreichen. Die Dealer strecken das Kokain dann noch, aus 100 Gramm werden bis zu 400 Gramm. Und davon kostet ein Gramm auf der Straße im Schnitt 50 Euro. Es gibt kein Geschäft, legal oder illegal, das mehr Profit abwirft.

Es heißt, die 'Ndrangheta mache einen Umsatz von mehr als 50 Milliarden Euro jährlich.

Das sind Studien von Wirtschaftsanalysten. So etwas



Mafia-Hochburg: In Cirò ließ Gratteri Anfang des Jahres Dutzende mutmaßliche Mitglieder des Farao-Clans festnehmen.

kann ich nicht machen. Vergangenes Jahr haben wir aber Verdächtige mit versteckten Mikrofonen überwacht, da war die ganze Nacht über so ein Geräusch zu hören. Und später sagte einer der Männer zu seiner Frau: „Ich bin todmüde. Wir haben die ganze Nacht Geld gezählt, mit zwei Maschinen. Und sind immer noch nicht fertig.“

Wenn die 'Ndrangheta so reich ist, warum ist Kalabrien dann immer noch so arm?

Kalabrien ist die ärmste Region der EU. Der Reichtum der 'Ndrangheta ist in der Hand von drei, vier Prozent. Die anderen sind arme Teufel, die Idioten, die Deppen, die Wasserträger der Bosse. Außerdem investiert die 'Ndrangheta nicht in Kalabrien, sie investiert von Rom aus nördlich. Kalabrien ist arm, da lassen sich keine guten Geschäfte machen. Die Dörfer sind klein, da fällt es den Sicherheitskräften natürlich auf, wenn plötzlich einer einen Wagen für 80.000 Euro oder eine Villa mit Schwimmbecken hat. Und die 'Ndrangheta investiert nicht in Kalabrien, weil sie die Bevölkerung klein und unterwürfig halten muss.

Die Bosse leben unterdessen ein Luxusleben in Mailand oder Miami?

Es gibt zwei Sorten von 'Ndranghetista. Da ist der Capo eines Mafia-Clans, derjenige, der in Kalabrien sozusagen die Marke, das Modell 'Ndrangheta verkörpert. Der Capo verlässt sein Territorium nicht, insbesondere wenn er auf der Flucht ist. Dadurch würde er an Ansehen und Führungskraft verlieren. Und es gibt den Kokainhändler, der lebt in Südamerika oder in Europa, in Deutschland, Belgien, Holland.

Wenn die 'Ndrangheta eine kriminelle Holding ist – was sind die Unternehmensbereiche neben dem Kokain?

Jede Familie ist auf einen Sektor spezialisiert. Kokain-schmuggel, Cannabisschmuggel, Kontrolle öffentlicher Ausschreibungen. Die 'Ndrangheta nutzt inzwischen auch große Einzelhandelsunternehmen und Supermärkte zur Geldwäsche. Sie kauft Restaurants, Hotels, Pizzerien. Und Ländereien, die ihr vor allem für Betrugereien mit EU-Subventionen dienen. Das ist ein riesiges Geschäft. Und die Strafen, die dafür drohen, sind gering.

Wie groß ist ihr Einfluss auf die italienische Politik?

Auf die nationale Politik gering. Aber auf die lokale und regionale Politik enorm. Die 'Ndrangheta ist eine Minderheit – aber eine organisierte Minderheit. Sie wählt, und sie lässt wählen. Wenn der Mafiaboss sagt: Wählt Kandidat A, dann wählen alle, die etwas mit der 'Ndrangheta zu tun haben, diesen Kandidaten. So kann sie bis zu 20 Prozent der Stimmen in einem Dorf kontrollieren. Und in der Regel reicht es, 20 Prozent von einem Kandidaten auf den anderen zu verschieben, um ihn zu wählen. Dann regiert der lokale Mafiaboss gemeinsam mit dem Bürgermeister.

Matteo Salvini, inzwischen italienischer Innenminister, hat sich im Frühjahr in Kalabrien aufstellen lassen und ist dort in den Senat in Rom gewählt worden. Bei seiner Siegesfeier

in Rosarno waren laut Medienberichten Mitglieder wichtiger 'Ndrangheta-Familien anwesend. Ist das ein Beispiel für die Bedeutung und den Einfluss der Mafia?

Strafrechtlich gibt es da nichts. Aus den Ermittlungen können wir nicht sagen, dass es Absprachen zwischen der Lega, der Partei Salvini, und der 'Ndrangheta gibt.

Aber ist es nicht ein Zeichen der Macht, dass Mitglieder von Mafia-Familien zu so einer Veranstaltung gehen?

Ja, ich wiederhole mich: Die Mafia-Organisationen wählen und lassen wählen. Sie versuchen, niemals in der Opposition zu sein. Die 'Ndrangheta hat keine Ideologie. Sie ist weder links noch rechts.

Ist es möglich, die 'Ndrangheta zu besiegen?

Es ist möglich, sie zu 90 Prozent zu zerschlagen. Wenn der Willen und die Freiheit da sind, der Mut, ein starkes Justizsystem aufzubauen, und in die Bildung und in die Kultur zu investieren. Sonst machen wir weiter wie bisher und spielen auf ein Unentschieden.

Wie viele Mafiosi haben Sie in all den Jahren als Staatsanwalt ins Gefängnis gebracht?

7000, 8000, denke ich. Vielleicht mehr.

Kein Wunder, dass die 'Ndrangheta Sie hasst.

Für Mitglieder von Mafia-Organisationen ist es normal, dass jedes Jahr fünf, sechs von ihnen verhaftet werden oder dass zwei, drei von ihnen umkommen. Gefährlich wird es für sie, wenn man systematisch und kontinuierlich arbeitet, wenn man über Jahre ganze Familien, ganze Organisationen attackiert. Wenn man über die Akten hinausdenkt, mit immer neuen Ideen, in Projekten, in Besprechungen. Wenn man sich die besten Ermittler holt, sich mit ihnen zusammensetzt und sie jeden Morgen von der Bedeutung ihrer Arbeit überzeugt. Dann kann man eine Truppe zusammenstellen, mit der man sich der 'Ndrangheta entgegenstellen kann.

Stimmt es, dass Sie es am Tag Ihrer Hochzeit eilig hatten, weil Sie noch arbeiten wollten?

Die Trauung hat 20 Minuten gedauert. Und am nächsten Tag bin ich wieder ins Büro. Aber wir haben dann noch eine dreitägige Hochzeitsreise gemacht.

Woher nehmen Sie die Motivation für das aufopferungsvolle Dasein als Anti-Mafia-Staatsanwalt?

Ich werde durch Steuern der Bevölkerung bezahlt. Das ist mein Job. Und ich mache ihn mit Leidenschaft. Tausende Personen glauben an mich, für sie bin ich die letzte Hoffnung. Sie darf ich nicht enttäuschen. Ich würde mich als Betrüger, als Feigling fühlen, wenn ich aufgäbe.

Was sind für Sie die Momente, in denen Sie runterkommen und Luft holen können?

Sonntags, wenn ich daheim bin. Dann gehe ich in meinen Garten, buddle in der Erde, pflanze Gemüse an. Außen rum ist ein Zaun, es gibt Überwachungskameras, und das Militär passt auf. Da kann ich entspannen.

Machen Sie es persönlich.



Leolux Design Center
Elbstraße 39
47800 Krefeld (NRW)
www.leolux.de


leolux
Just imagine

AACHEN-EILEND, Krüttgen Haus der Wohnkultur
ARNSBERG Wiethoff Einrichtungshaus
ASCHAFFENBURG Möbel Maidhof
ASPERG Knapp Einrichtungen
BERGISCH-GLADBACH Patt Einrichtungen
BERLIN Oliver Kuhlmeier
BERLIN Kasian Einrichtungshaus
BERLIN Lakeside Interiors
BONN HSR Heesbo
BONN Loft Designmöbel
BRAUNSCHWEIG Möbel Homann
BRAUNSCHWEIG Wohndesign Art R
CELLE-WESTERELLE Wallach Möbelhaus
DETMOLD ergonomie
DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen
DRESDEN ProSitzen-Studio
DÜSSELDORF Multibrand im Stilwerk
ESSLINGEN Profil Einrichtungen
ETTINGEN Haug Wohn-Design
FRÖCKENHAUSEN Single Möbelforum
FRIEDBERG Segmüller
GEORGMARIENHÜTTE Dransmann B. jun.
GÖTTINGEN Einrichtungshaus Günther
GOTTMADINGEN Inpuncto Küchen
GROSS-GERAU Möbel Heinenreich
HALTERN AM SEE Möbel Döbber
HAMBURG Marks Einrichtungen
HAMBURG hülsta-studio Scharbau
HANAU Möbel Eckrich
HANNOVER GARBSEN Möbel Hesse
HELBRONN Frömmel
HEMMINGEN Westerfeld Möbel Böhm
HERXHEIM Einrichtungshaus Weber
HERZOGENRATH Krychowski Einrichtungen
HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign
HOF/SAALE Sitte Einrichtungshaus
ILLINGEN Möbelhaus Dörrenbacher
ILSFELD Hüger Einrichtungen
KAARST Hügen Raum & Design
KASSEL Wohn-Fabrik
KIEL Dela Möbel
KÖLN Pfannes & Vornich
KÖLN MARSBERG Meyer
KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann
KREFELD DI by Sascha Haag
KREFELD Feldmann
KREFELD Küstermann
KRONACH Wohnstudio Vivere
KUNZELSAU GARBSEN Einrichtungshaus Schmezer
LANGENFELD W & A Wohnen
LANGENWEISSBACH Tuffner
LASTRUP Kästers
LAUCHRINGEN Möbel Dick
LEINFELDEN Wohndekor Müller
LÜBECK INFORUM Einrichtungen
MANNHEIM Westfalia Möbel Perach
MAULBURG Einrichten Schweigart
MÜNCHEN-GLADBACH Teilmann Einrichten
MÜNCHEN-GLADBACH Frank Zimmermanns
MONTABAU A-M-S Möbel
MULHEIM AN DER RUHR Partenheimer
NEUMED Die Wohnkultur - Möbel May
NORDHORN Buttkamp
OLDENBURG Möbel Weirauch
OLPE-LÜTRINGHAUSEN Möbelhaus Zeppenfeld
PARSDORF Segmüller
PFORZHEIM Dieter Horn
PULHEIM Segmüller
RIETBERG Knaup Individuelles Wohnen
SCHWEINFURT Wohnkultur Müller
SENDELN Möbel Inhofer
SENDELN Hofmeister Wohnzentrum
SENDELN Mornhinweg
SELBEN Möbel Demony
SPEYER Richard mauer wohndesign
STADTHAGEN G&B "The living company"
STOCKACH Wohnparc Stumpp
SUNDERN Haus der Wohnkultur
SYKE Wagner Wohnen
WADZASSEN Möbel Morschett
WEINSTADT Eber Wohnkultur
WEITERSTADT Segmüller
WEIZLAR Möbel Schmidt
WIESLOCH Weckesser Wohnen
WUPPERTAL Audio 2000 - T. Chodak

ICH, WEISS

Der weiße Anzug ist das letzte Stück Widerstand in der Kleidungswelt. Er ist so etwas wie der Fehdehandschuh, den man der modischen Beliebigkeit hinwirft. Nach dem schwarzen Rollkragenpullover der Existentialisten ist er das einzig übriggebliebene Stück Philosophie zum Anziehen, weil er das innere Licht seines Trägers scheinen lässt. Ein elegantes Priestergewand der Erleuchtung auf dem Weg ins Mode-Nirwana, mit dem der Träger schon äußerlich demonstriert, dass er eine höhere Bewusstseinsstufe erreicht hat – wie der langhaarige John Lennon mit Vollbart auf der Abbey Road, der 1969, ein Jahr nach dem legendären „White Album“, dem Rest der Beatles nicht nur in der Anzugfarbe einen Schritt voraus war.

Kaum ein Kleidungsstück polarisiert so unmittelbar wie der weiße Anzug, weil er in jeder bunten Menschenmenge sofort auffällt. Er kühlt mit seinem Gestus der Unberührtheit die gefühlte Temperatur im Mikroklima um ihn herum automatisch um ein paar Grad ab.

Dabei ist die Überlegenheit der Farbe, die alle anderen Farben in sich vereint, schon wortwörtlich mit Licht und Reinheit verbunden. Das griechische *leukos* (weiß), aus dem im Lateinischen *lux* wird (das Licht), gab Zeus, dem höchsten Gott des Olymp, der sich problemlos in einen weißen Stier oder Schwan verwandeln konnte, seinen Beinamen *leukaios* (der Weiße). Und auch zu den höchsten christlichen Feiertagen schreibt die katholische Liturgie jene Farbe vor, in der Gott Daniel als Vision erschienen ist. Weiß ist auch semantisch der Weisheit am nächsten. Der weiße Anzug ist aber trotz unschuldiger Farbe immer noch eine Provokation. Woran liegt das nur?

Knapp 100 Jahre nach dem gleichnamigen Musical von Cole Porter gilt doch heutzutage in der Mode mehr denn je: *anything goes*. Jeder kann alles anziehen, was ihm beliebt, niemand regt sich mehr über irgendetwas auf. Selbst Tattoos, Nasenringe, Nieten oder Piercings gehören vier Jahrzehnte nach Punk inzwischen zur Uniform der Hipster. Was macht also die Leute am weißen Anzug nur so wütend?

Die Haltung, mit der er getragen wird. Es gilt als frech, sich ihn leisten zu können, was aber nicht an seinem Preis liegt, sondern an der Nonchalance, die mit ihm einhergeht. Wer einen weißen Anzug trägt, besitzt die Chuzpe zu denken, er könne sauber bleiben und müsse sich im Lauf des Tages oder der Nacht nicht die Hände schmutzig machen. Auch ohne Dreiteiler gibt er zu erkennen, dass er eine weiße Weste hat. Seine Selbstdisziplin bewahrt ihn vor jeglichen Verunreinigungen, was Max Goldt 2002 in seinem Werk „Wenn man einen weißen Anzug anhat“ zu der Theorie inspirierte, die Konzentration, mit der man in einem weißen Anzug Rotwein trinke, führe letztlich dazu, dass einem „wahrscheinlich gar nichts mehr passiert“.

Wer ihn anzieht, stellt sich in eine elitäre Ahnenreihe, die ebenfalls anstößig sein mag. Da ist zunächst eine Figur von Thomas Mann, der selbst später den kalifornischen Stil im Exil von Pacific Palisades adaptierte und sich ganz in Weiß im Garten mit Enkel Frido ablichten ließ. Sein Künstler Gustav von Aschenbach im „Tod in Venedig“ steht wie kein anderer für Dekadenz und Verfall. Vor Augen haben wir aber nicht die Figur aus dem Buch, sondern Dirk Bogarde in der Verfilmung von Luchino Visconti, der seinen tragischen Helden im Sommeranzug durch die drückende Scirocco-Hitze der Lagunenstadt irren lässt und sich auf der verzweifelten Suche nach dem Jüngling Tadzio

mit dem Genuss vermeintlich frischer, aber verdorbener Erdbeeren die Cholera einfängt. Und so endet der Held wie sein Anzug in einem Klappstuhl am Strand: Mit schwarzer Schminke, die ihm vom Haar über die Stirn auf den Kragen tropft, stirbt er befleckt und tragisch, aber im Angesicht der Schönheit, die in Gestalt von Götterbote Tadzio am Horizont im seichten Wasser des Lido-Ufers mit dem schlanken Arm ins Jenseits weist.

Ihm folgte in den zwanziger Jahren der „Große Gatsby“ von F. Scott Fitzgerald, auch er vor allem präsent in den Verfilmungen, gespielt 1974 von Robert Redford (Drehbuch: Francis Ford Coppola) und in der Baz-Luhrmann-Travestie aus dem Jahr 2013 von Leonardo DiCaprio. Hier ist der weiße Anzug das Licht, von dem Erzähler Nick Carraway gleich einer Motte magisch angezogen wird, gleichzeitig Symbol des schönen Scheins einer Exklusivität, deren Haltbarkeit sich als brüchiger denn angenommen erweist.

Und auch der nächste Herr im Anzug kommt vom Film. Sir Alec Guinness verkörperte in der Science-Fiction-Komödie „The Man in the White Suit“ (1951) einen Chemiker, der das unendlich haltbare und schmutzabweisende Garn erfinden will, damit aber die Textilindustrie in den Ruin treiben würde. Am Ende wird Guinness von Arbeitern und Bossen gejagt, und sein dank radioaktiver Strahlung leuchtender Anzug macht in den nächtlichen Gassen die Verfolgungsjagd leicht. Wie in Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ steht Guinness irgendwann in Unterwäsche da, weil der Anzug wegen eines chemischen Konstruktionsfehlers zerfällt, woraufhin ihm seine Verfolger die letzten Fetzen des schönen Stücks vom Leib reißen. Der legendäre Schlusssatz der Erkenntnis: „I see!“

Da hatte es der Tänzer Fred Astaire zwei Jahre später im Musical „The Band Wagon“ etwas leichter. Er musste nur als Tony Hunter eine zeitgenössische Variante des „Faust“ überzeugend in New York auf die Bühne bringen und das Herz von Balletstar Gabrielle erobern, was ihm am Schluss dank des weißen Anzugs und der detektivischen Zuspitzung des Stoffs gelang. Es war höchstwahrscheinlich das faustische Versprechen in Verbindung mit Fred Astaires beispielloser Eleganz, die Michael Jackson 1982 dazu bewegten, auf dem Cover von „Thriller“ einen weißen Anzug zu tragen, und zwar nicht von irgendeinem Hersteller, sondern



Vorbild: Michael Jackson auf dem Album „Thriller“

Der weiße Anzug ist Weisheit zum Anziehen. Unser Autor probiert ihn an, entwirft sich als Michael Jackson und erreicht eine höhere Bewusstseinsstufe.

Von Eckhart Nickel
Foto Jana Mai

von der deutschen Übermarke Boss. Das Album wurde später mit mehr als 66 Millionen verkauften Exemplaren das erfolgreichste Pop-Album der Geschichte.

Michael Jackson wollte mit dem Anzug ein Zeichen setzen. Möglicherweise leitete er sogar schon metaphorisch seine spätere Metamorphose vom schwarzen zum weißen Musikkönig in der Nachfolge von Elvis Presley ein (dessen Tochter Lisa Marie er dann auch heiratete) – tragischer Begleitumstand seines Weltruhms und all der psychischen Schwierigkeiten, die durch seine brutal auf Erfolg getrimmte Kindheit hervorgerufen wurden.

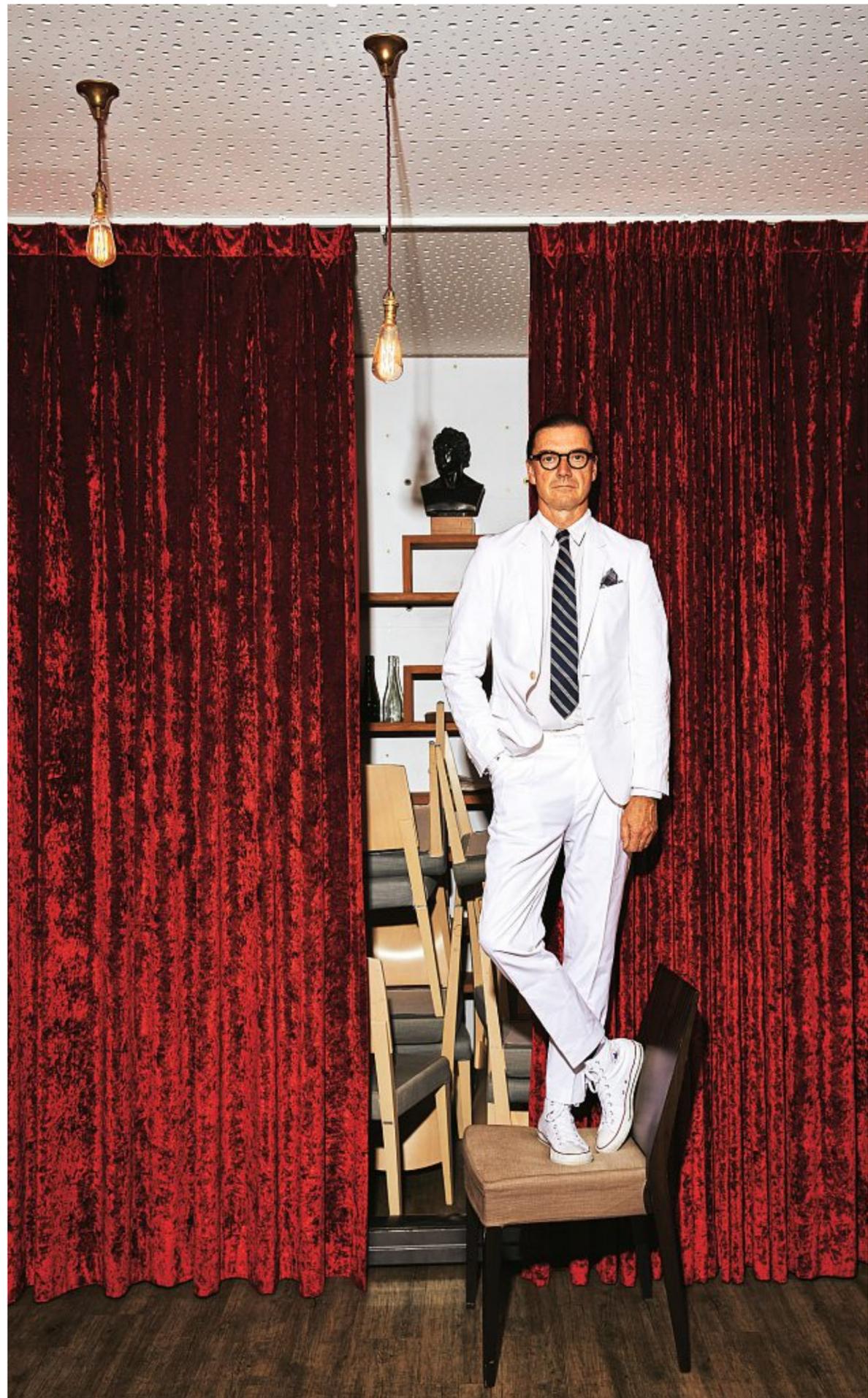
Zum 60. Geburtstag des im Jahr 2009 verstorbenen Künstlers hat Boss ihm zu Ehren eine limitierte Auflage des Anzugs herausgebracht (100 Stück zu je 1195 Dollar). Passend auch zur gerade in der National Portrait Gallery in London gezeigten Ausstellung „On the Wall“ zum Einfluss von Michael Jackson auf die bildende Kunst. Der Anzug in der Kollektion hat jetzt einen Namen, nämlich „Moonwalker“, und wurde zeitgenössisch zu einer Slim-Fit-Variante verjüngt, was der durch die beiden Bundfalten generell großzügigen Passform gut bekommt. Dass dieses *pièce de résistance* zu einem Zeitpunkt auf den Markt kommt, da der berühmteste Träger des weißen Anzugs gestorben ist, kann nur derjenige als puren Zufall deuten, der noch nie etwas vom Konzept der *serendipity* gehört hat.

Tom Wolfes ungewöhnliche Arbeitsuniform als Schriftsteller hatte seinen Anfang genommen, als er im Sommer 1962 als Redakteur bei der „New York Herald Tribune“ beginnen sollte und sich aus Versehen einen Anzug aus viel zu dickem weißen Stoff schneiden ließ. Was er für den Nimbus des Kleidungsstücks getan hat, kann gar nicht genug geschätzt werden. „Es war nicht einmal ein Statement, es war einfach nur das, was man im Sommer in Richmond, Virginia, eben trug.“

Der Literat aus dem Süden führte das weiße Teil zunächst nur deswegen auch nach dem Ende des warmen Wetters und der Saison für die Farbe der Farben, die eigentlich am Labour Day im September endet, in Manhattan spazieren, weil es stofflich auch den kühlen Herbst vertrug und er nichts anderes anzuziehen hatte. Der Rest ist Legende.

Der Anzug wurde, anders als der durch den Schweiß auf der Tanzfläche elfenbeinfarben glänzende Dreiteiler von John Travolta in „Saturday Night Fever“ oder das überdimensionierte Michelin-Man-Modell, in dem David Byrne von den Talking Heads in „Stop Making Sense“ in schlaksigen Bewegungen das Ende der Sinnsuche verlangte, zum Symbol von Tom Wolfes strengem theoretischem Denken, einem neuen *white minimalism*.

Wie er das 20. Jahrhundert vom Bauhaus bis zum Electric Kool-Aid Acid Test auf den Punkt brachte, bis hin zu seinem erfolgreichsten Roman, der wie sonst nur Bret Easton Ellis das „Fegefeuer der Eitelkeiten“ skelettierte – das war immer auch Ausdruck seiner stilistischen Strenge im äußeren Erscheinungsbild. Die „Washington Post“, bei der er einst zu arbeiten begonnen hatte, schrieb ihm zu Ehren im Nachruf, dass die Rigorosität des weißen Anzugs ihn „kostümierte wie den Engel tödlicher Prosa“. „Er lässt sich nicht einfach tragen. Er verlangt nach Kontrolle und Ordnung. Er verbirgt keine noch so kleine Sünde. Er offenbart jeden fallengelassenen Krümel. Er stellt jede Unachtsamkeit gnadenlos zur Schau.“ Besser kann man den Mann nicht beschreiben, der keinen Abend seines Lebens zu Bett ging, ohne zehn saubere Seiten verfasst zu haben. ◀



Eckhart Nickel, hier im weißen Boss-Anzug im Hotel „Schöne Aussicht“ in Bergen-Enkheim, tritt auf der Buchmesse mit seinem Roman „Hysteria“ auf.



Warten aufs Wasser: Die Flutung des Tagebaurestlochs bei Sedlitz soll in drei Jahren abgeschlossen sein.

Seenland

Die Lausitz war einst das Herz der Kohleindustrie der DDR. Nun soll daraus die größte künstliche Seenlandschaft Europas werden.

Von Maria Wiesner
Fotos Felix Schmitt

Das ist kein Boot, es ist ein Schiff“, sagt Marianne Löwa gleich zu Beginn. Den Unterschied muss sie nicht zum ersten Mal erklären: Kein Wunder, Löwa betreibt ihre Reederei in der Niederlausitz im Süden Brandenburgs, einem Gebiet, das bis vor kurzem noch vor allem für den Braunkohletagebau bekannt war. Wasser war hier über Jahrzehnte ein Element, das man aus den Kohlegruben fernzuhalten versuchte. Jetzt sind die Gruben stillgelegt, das Wasser kehrt zurück, auf 7000 Hektar soll Europas größte künstliche Seenlandschaft entstehen.

„Gehen wir mal achtern raus, da ist es gemütlich“, sagt Marianne Löwa. Schnell geht sie an Bord des Passagierschiffs „Aquaphönix“ Richtung Heck, durch den Gästeraum, dessen große Panoramafenster links den Blick auf den Großkoschener Hafen und rechts auf die weite Fläche des Senftenberger Sees freigeben. In der Mitte des Schiffsdachs verwandeln Solarpaneele

die Sonne in Strom für Bar, Geschirrspüler, Eistruhe. Löwa schnappt sich eine Kaffeetasse von der Theke und tritt am Heck ins Freie. Drei helle Tische mit langen Holzbänken stehen in der Sonne, Löwa setzt sich und zündet eine Zigarette an. Der Wind weht durch ihre feuerroten Haare. So viel Energie, wie die Farbe andeutet, versprüht Löwa die ganze Zeit. Sie redet schnell, bewegt sich schnell, raucht schnell. Ohne diese Energie hätte sie ihr Schiff wohl nicht. Die Geschichte von der „Aquaphönix“ ist eine Geschichte voller Widerstände, die auch davon erzählt, dass man in einer Region im Wandel Durchhaltevermögen und starke Nerven braucht, um nicht unterzugehen.

Marianne Löwa wurde in den achtziger Jahren im Spreewald geboren, ungefähr 30 Minuten Fahrt von hier entfernt, wo sich damals noch die Bagger durch die Kohleschichten gruben. Die DDR kannte sie noch als Kind, ihre Jugend fiel in die Wendezeit. Nach dem Mauerfall wurden

die Tagebaue stillgelegt, und die Arbeitslosigkeit wuchs. Marianne Löwa machte eine Ausbildung zur Binnenschifferin und arbeitete auf Kabinenschiffen, die Passagiere vom Schwarzen Meer über Donau, Rhein, Oder, Main oder Elbe bis zur Nord- und Ostsee transportierten. „Man war zwischen sechs und neun Wochen auf dem Schiff, dann hatte man ein bis drei Wochen frei.“ In den freien Wochen pendelte sie in die Heimat. Wegen ihrer Arbeitszeiten verpasste sie Weihnachten, Silvester, Hochzeiten, Geburtstage, Trauerfeiern. 14 Jahre ging das so. Dann reichte es ihr. Bei einem Besuch zu Hause erzählten ihre Eltern, dass der Inhaber der alten Reederei am Senftenberger See in Rente gehen wolle. Löwa ergriff ihre Chance und übernahm das Unternehmen.

Der Senftenberger See ist der erste und älteste Versuch, aus der Mondlandschaft, die der Bergbau hinterlassen hat, einen See zu gestalten. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in der Lausitz zwei Milliarden Tonnen Braunkohle aus bis zu 60 Metern Tiefe geholt. Übrig blieben Löcher, groß und fremd wie Mondkrater. 1967 begann die Flutung des Tagebau-Restlochs mit dem Wasser der Schwarzen Elster. Das erste Passagierschiff legte sechs Jahre später am 1. Juni 1973 auf dem Senftenberger See ab. Es hieß „Nixe“.

Bis die Anwohner der umliegenden Städte und Dörfer den See annahmen, ging fast ein Jahrzehnt ins Land. In der Zeit wucherte Gras über die Ufer, Kiefern gruben ihre Wurzeln in den Sand, die Wasserqualität verbesserte sich. Eine Ferienanlage mit Bungalows entstand an dem rund 20 Kilometer langen Ufer. Ähnlich soll es jetzt mit den anderen stillgelegten Tagebauen gehen: Es entsteht eine Wasserlandschaft mit 25 Seen, davon zehn schiffbar und durch Kanäle miteinander verbunden – die größte von Menschenhand geformte Seenlandschaft Europas.

Wenn sie eine Chance haben wollte, brauchte Marianne Löwa ein neues Schiff, das durch die Kanäle passen würde. Sie gab die „Aquaphönix“ bei einem Unternehmen nahe der holländischen Grenze in Auftrag, das auf Modelle mit Solaranlage und Panoramafenstern spezialisiert ist. Dafür nahm sie einen Kredit über eine Million Euro auf. Doch bevor das Schiff fertig war, ging die Reederei insolvent. „Die Glaser, Tischler, alle Unterauftragnehmer hatten kein Geld von der Baufirma gesehen. Die wollten daran keinen weiteren Handschlag tun“, sagt Löwa. Also holte sie das unfertige Schiff per Landtransport zum Hafen von Großkoschen am Senftenberger See und ließ es von ortsansässigen Unternehmern fertigstellen. „Doch dann kam das nächste Problem: Der Tüv wollte das Boot nicht abnehmen, weil im Inneren Materialien ohne Schiffszulassung verbaut waren.“ Die Lausitzer Unternehmen kannten sich mit Schiffsausbau eben noch nicht aus.

Doch Löwa ließ sich auch davon nicht abschrecken. Sie holte aus ihrer Heimat, dem Spreewald, eine Tischlerei hinzu, die von der Materie Ahnung hatte. Innen ließ sie alles wieder herausreißen und mit schiffstauglichen Materialien ersetzen. Der Phönix steht nicht ohne Grund im Schiffsnamen. „2017 konnten wir endlich die erste volle Saison fahren.“ Das Geschäft läuft seitdem gut. Ihr Smartphone rutscht brummend über die Tischplatte. Es gibt viel zu tun in der Hauptsaison. Ihr Schiff steuert vier Mal täglich zwei Seen an, die Fahrt beginnt am Stadthafen in Senftenberg.

Voller Energie: Marianne Löwa macht eine Ausbildung zur Binnenschifferin und arbeitete auf Kabinenschiffen auf den neuen Seen unterwegs.



Neues Selbstbewusstsein: Andreas Ittmann führt Gäste auf Quads durch die ehemalige Tagebaulandschaft.





„Dort oben werden Boote liegen“: In Großräschen ist der Traum vom See schon Wirklichkeit geworden.



Braunkohle war gestern: Heute kann man auf die stillgelegte Förderbrücke F60 klettern.

Wenn man den Hafen verlässt, steht man schon fast im Zentrum der Stadt. Rechts thront ein neues rotbraunes Holzblockhaus, Hotel und Restaurant in einem. Dahinter erstrecken sich der Tierpark, der Stadtpark und das Schloss Senftenberg, eine Renaissance-Festung aus dem 16. Jahrhundert. Damals durchzogen die sumpfige Gegend noch Flüsschen. Bis der Kohlabbau Mitte des 19. Jahrhunderts begann, galt sie als wenig attraktiv. Ein paar Schritte vom Eingang der Festung entfernt hat Kathrin Winkler ihr Büro. Sie ist die Geschäftsführerin des Tourismusverbands Lausitzer Seenland. „Wir haben hier gerade eine Goldgräberstimmung“, sagt sie und zeigt auf einer Karte, wie die Gegend mal aussehen soll. „Mehr als 20 Seen sollen entstehen, jeder mit einem eigenen Charakter.“ Sie lässt den Finger über das Tourismusgebiet an der Grenze zwischen Sachsen und Brandenburg gleiten.

Kathrin Winkler hat früher selbst im Bergbau gearbeitet. Die ersten Gäste seien fasziniert von den gigantischen Gruben gewesen. Sie führte sie durch stillgelegte Tagebaue, durch aufgeschüttete Berge schwarzer und grauer Erde, mit tiefen Rillen, Rutschungen, Kratern. „Ich ließ vom Grubengrund einen Luftballon steigen und sagte den Gästen: Dort oben werden in ein paar Jahren die Boote liegen.“

Sie glaubte an die Idee des Seenlandes, die sich nun langsam in Wirklichkeit wandelt. Winkler erzählt von wachsenden Tourismuszahlen, von Besuchern aus Berlin, Sachsen, Nordrhein-Westfalen. Zehn Prozent der Gäste kommen aus der Tschechischen Republik. „Wenn die Unterkünfte an den neuen Seen stehen, dann ist hier Potential für 1,5 Millionen Übernachtungen vorhanden.“

Und dann kommt sie auf die eigentliche Schwierigkeit beim Wandel dieser Region zu sprechen: Wie schafft man es,

Seenland

eine Identität neu zu erfinden? „Mir ist es wichtig zu erzählen, woher wir kommen“, sagt Winkler. Sie zeigt einen Flyer mit dem Werbespruch „Vom Bergmann zum Seemann“. Die Lausitz war das Energiezentrum der DDR. „Ohne die Bergleute hätte es keinen Strom und keine Wärme im Winter gegeben.“ Wie stolz dieser Beruf macht, hat der britische Musiker Sting einmal Mitte der Achtziger über Bergmänner in einer anderen Region Europas gesungen: „We walk through ancient forest lands and light a thousand cities with our hands.“ Das war auch das Bild, das man hier von den Bergleuten hatte.

Mit der Stilllegung der Brikettfabriken in der Lausitz hat die Region einen Knacks bekommen. Die Melancholie, die wegen der Schließung der Gruben in den Neunzigern herrschte, fing der Baggerfahrer und Liedermacher Gerhard Gundermann in „Brigitta“ ein, einem Lied, das er „seiner“ stillgelegten Grube widmete: „Ich wurde Bergmann wie mein Vater und fuhr ein / Aber mein Sohn wird hier kein Bergmann

mehr sein / Die Gleise rosten und das Förderband ist leer / Die braune Kohle von hier will jetzt keiner mehr“.

Auch Gundermanns Grube „Brigitta“ ist heute ein See der Lausitzer Seenkette. So langsam wie sich die Landschaft regeneriert, heilt auch das Selbstbewusstsein der Menschen hier.

Ein Beispiel für neues Selbstbewusstsein ist Andreas Ittmann. Um zu ihm zu gelangen, muss man von Winklers Büro aus 20 Minuten auf der Landstraße fahren, den Senftenberger See fast umrunden, auf dem die bunten Segel der Windsurfer in der Sonne leuchten, über den Kanal, der den See mit dem Geierwalder Gewässer verbindet. Der See ist jünger, das Ufer noch nicht stark bewachsen, nur ein rotweiß gestreifter Leuchtturm thront über der Wasserfläche. Das Loch in ihrer Identität füllen die Anwohner mit Wassersymbolen, in diesem Fall mit einem Leuchtturm-Hotel mit Nordseestreifen. Daneben ankern schwimmende Ferienhäuser, eine Touristenattraktion. Durch gelbe Felder

geht es weiter ins Örtchen Partwitz. Rund 400 Einwohner leben hier, die Häuser liegen an einer lindengesäumten Dorfstraße.

Ittmann ist Event-Unternehmer. Er hat ein Gehöft gekauft und den Hof selbst ausgebaut: weißes Holz im Empfangsraum, rotbraune Ferienwohnungen hinterm Haus, davor eine Flotte gelber Quads. Damit organisiert er Touren durch die ehemalige Bergbaulandschaft.

Andreas Ittmann hat eine dieser Biographien, die für die Menschen dieser Region so typisch sind. Mit jeder Station erzählt sein Lebenslauf die Geschichte der Nachwende-Bedingungen in einer postindustriellen Gegend: 1999 schloss Ittmann seine Tischlerlehre ab, konnte jedoch nicht übernommen werden – jeder Vierte war hier damals arbeitslos. Ittmann ging zur Bundeswehr, dort zahlte man immerhin anständigen Lohn. Als seine damalige Freundin in den Westen zog, ging er mit, arbeitete bei einem mittelständischen Tierfutterhersteller in Bayern. Er machte seinen Job gut, wurde mit 22 Jahren Versandleiter in der Firma. Die meisten Wochenenden pendelte er in seine Heimat. An die Mentalität der Bayern konnte er sich nicht so richtig gewöhnen.

2004 kaufte seine Schwester, die eine Ausbildung zur Hotelfachfrau gemacht hatte, einen Gasthof in Partwitz. Ittmann half an den Wochenenden beim Ausbau. Ihn zog es zurück, doch eine Anstellung fand er in der Region nicht. „Bei jeder Umstrukturierungsmaßnahme bist du als erster wieder raus, wenn du jung und ledig bist und keine Kinder hast“, sagt er. Dann hörte Ittmann vom Hype um die Quads und beschloss, sich damit selbständig zu machen. Die Wege durch die Tagebaue kannte er da schon durch seine letzte Anstellung beim Sanierungsunternehmen Ecosoil. „Alle haben gesagt: Du bist verrückt, dich mit 25 Jahren selbständig zu machen und einen Kredit für Quads auf-

zunehmen.“ Er machte es trotzdem. Mittlerweile ist er 38 Jahre alt, und das Geschäft läuft gut. Gemeinsam mit seiner Schwester bietet er Bustouren, Wanderungen und Rundflüge an. Im Sommer wird durchgearbeitet, das Geld muss für den Winter reichen, wenn die Touristen ausbleiben. Ittmann sagt nicht ohne Stolz: „Wir waren Pioniere im Seenland in der Tourismusbranche.“

Pioniergeist treibt auch einen anderen Mann an: Thomas Zenker, Bürgermeister der Stadt Großräschen, schon seit 24 Jahren. Einen Großteil davon schmiedete er Pläne für die Zeit, wenn der See vor seiner Stadt einst fertig sein würde. Der Weg zu Zenkers Büro führt von Partwitz über Sedlitz nach Großräschen. Die Fahrt beginnt in Wiesen und Kiefernwäldchen. Man sieht, wie einschneidend der Tagebau war: Links stürzen Schotterhänge zu einer vom Wind gepeitschten Wasserfläche hinab. Über den See, der noch keiner ist, transportiert ein Schiff die groben Steine ab, die ein Schwimmbagger in der Nähe des Ufers aus dem Wasser holt. 1400 Hektar wird dieser See umfassen, wenn die Flutung 2021 abgeschlossen ist.

Zehn Kilometer und eine Kanalbaustelle weiter: noch ein ehemaliges Tagebauloch. Doch dieses sieht einem See schon sehr ähnlich. Nur die Schiffsanlegestelle wartet noch auf die letzten Zentimeter Flutungswasser, die bis Ende dieses Jahres einlaufen sollen. Daneben ragt ein langer Steg ins Wasser, Stahlseile halten Holzplanken, der Wind pfeift dazwischen eine schrille Melodie, Liebespaare haben Schlösser im Draht befestigt. Die Konstruktion ist ein Überbleibsel des letzten Absetzers, der die abgebagerte Erde verkippte.

Die Straße, die schnurstracks vom Tagebauloch zum Marktplatz der Stadt führt, trug bis nach der Wende den Namen Ernst Thälmanns, dann wurde sie

wie so viele umbenannt – noch ein Teil der Identität, der ersetzt werden musste. Heute heißt sie Seestraße. Der Name wartet wie der Hafen auf den steigenden Wasserpegel. Folgt man der Seestraße ins Städtchen hinein, kommt man am Rathaus vorbei, einem gelben Klinkerbau, der noch aus der Zeit stammt, als Großräschen aufgrund des reichen Tonvorkommens Ziegel und Klinker für die gesamte DDR herstellte.

Eine Treppe hinauf sitzt Zenker hinter seinem Schreibtisch, an die Wände sind Karten des Seegebiets gepinnt. „Grundstimmung in den Neunzigern war hier: Wer macht das Licht aus?“ Damals schloss in Großräschen das Klinkerwerk, in Senftenberg wurden die Brikettfabriken geschlossen, manche Städte verloren die Hälfte ihrer Einwohner, weil die in den alten Bundesländern Arbeit suchten.

Auch Zenker hatte seinen Job im Tagebau verloren, doch er beschloss zu bleiben und an der Zukunft der Region mitzuarbeiten. Das Restloch vor Großräschen sollte komplett mit Erde verfüllt werden. Der SPD-Politiker Zenker setzte sich für das Seeprojekt ein. „Viele Leute in der Region wollten nicht daran glauben, hielten das alles für Spinnererei.“ Dann gelang es, die Internationale Bauausstellung hierher zu holen und das alte Ledigenheim, dessen Ruine vom Bergbau übriggeblieben war, in ein Seehotel umzuwandeln. All das, lange bevor der See vorhanden war.

Das Hotel blickte über ein gutes Jahrzehnt auf Schiffsanlegplätze, die mehrere Meter über dem zukünftigen Hafenbecken hingen und auf das Wasser warteten. Derweil etablierte sich das Hotel als Tagungs-ort für BASF und den Lausitzring, die Rennstrecke, die nur wenige Kilometer entfernt liegt.

Auf die Unternehmen setzt Zenker für die Zukunft seiner Stadt. Mit Tourismus allein sei der Wandel nicht zu schaffen, aber er trage einen großen Teil dazu bei. Seit der Jahrtausendwende verbessere sich das Image langsam. „Die Lebensqualität wächst und mit ihr die Lust, hier zu leben“, sagt Zenker. „Ich hoffe, die jungen Leute an die Region binden zu können.“

Wenn er vor 20 Jahren mit Schülern der Oberstufe gesprochen habe, seien da als Zukunftsperspektiven „Hartz IV“ und „Bloß weg hier“ als Antworten gekommen. Nun wollten die jungen Leute bleiben oder zumindest wiederkommen, wenn sie anderswo eine Ausbildung machen. Direkt neben dem Hafen liegt die Turnhalle für die Schulen der Stadt. „Mein Ziel ist, dass die Oberschüler auch einen Segelschein machen können“, sagt Zenker. Die Flutung des Sees soll dieser Tage abgeschlossen sein. Die Grundstücke, auf denen Häuser am See entstehen könnten, sind schon verkauft.



Pioniergeist: Bürgermeister Thomas Zenker arbeitet seit 24 Jahren an der Zukunft der Region mit.



Eine Insel im Kleinwalsertal: Das Urlaubsziel Ifen-Hotel, hier um 1938, wurde 1943 von den Nationalsozialisten als Internierungsstätte requiriert.

Operation Walsertal

Vor 75 Jahren internierten die Nationalsozialisten den französischen Botschafter André François-Poncet in einem Luxushotel in den Bergen. Ein bizarres Kapitel deutscher Geschichte.

Von Bernd Steinle

Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, bezeichnete ihn als „einzigen Diplomaten, der bei Hitler Anklang fand“. 1938 gab François-Poncet den Posten auf eigenen Wunsch auf. Er wurde Botschafter in Rom und nahm dort am 10. Juni 1940 die italienische Kriegserklärung an Frankreich entgegen. François-Poncet zog nach La Tronche. Bis dort, im August 1943, die Gestapo vor der Tür stand.

Nach der Verhaftung wurde François-Poncet mehrmals verhört und Anfang September auf Schloss Itter bei Kitzbühel in Tirol gebracht. Dort waren französische Politiker wie die ehemaligen Premierminister Édouard Daladier und Paul Reynaud sowie Prominente wie der Tennisstar Jean Borotra untergebracht. François-Poncet beschloss, die Zeit als Gefangener in einem Tagebuch festzuhalten. „Die Deutschen haben mich noch nie angenehm überrascht“, schrieb er am 25. September 1943. „Was haben sie mit mir vor? Wollen sie mich für meine Meinungsfreiheit und

meine Reden büßen lassen, ihre Rachelust befriedigen?“ Zwei Monate später ein neuer Befehl: François-Poncet stieg in ein Auto und verließ, von zwei Soldaten begleitet, Schloss Itter. Er fürchtete, die Fahrt werde sein Ende sein, die Soldaten hätten den Auftrag, irgendwo zu halten und ihn zu erschießen. Doch nichts passierte. Am 24. November 1943 gegen 16 Uhr erreichten sie ihr Ziel, François-Poncets neues Gefängnis – ein Luxushotel im Kleinwalsertal. In traumhafter Lage, mit Bad, Heizung, fließend Wasser: das Ifen-Hotel in Hirschegg.

Der Blick vom Balkon geht weit über das Tal – Wiesen und Wälder, Häuser und Höfe, flankiert von steilen Berghängen, die den Talgrund umschließen. Das Ifen-Hotel mit der markanten Rundfassade steht heute auf der gleichen Anhöhe wie damals, ein Fünf-Sterne-Hotel, 125 Zimmer, 2300 Quadratmeter Wellness, ein Michelin-Stern. In Wahrheit aber sind nur Ort und Name geblieben. Das alte Gebäude wurde 2005 geschlossen und später abgerissen. 2010 eröffnete das neue Ifen-Hotel, in historischer Form, mit dem charakteristischen Rundbau, an den sich nun ein moderner Gebäudeteil anschließt.

1936 hatte der Architekt Hans Kirchhoff hier sein Traumhotel entworfen, errichtet und geführt, modernste Technik, luxuriöse Ausstattung. Die Gäste kamen aus ganz Deutschland, das mondäne Berghotel wurde zum beliebten Urlaubsziel der Berliner Gesellschaft. „Das Ifen-Hotel war immer eine Insel im Tal“, sagt Thomas Gayda, eine Insel der gehobenen Gesellschaft. Der Autor und Publizist Gayda ist im Kleinwalsertal aufgewachsen, er kennt die Geschichte, die François-Poncet mit dem Tal verbindet, wie kein Zweiter. Bei Recherchen stieß er vor Jahren auf dessen Tagebuch über die Internierung, und als zeitgeschichtlich interessierten Menschen ließ es ihn nicht mehr los. Gayda, ein begeisterungsfähiger Mann, verschrieb sich der Geschichte François-Poncets, wollte sie 70 Jahre später wieder ans Licht bringen. 2015 war es so weit: Gayda gab die erste



Zimmer mit Aussicht: Blick aus dem Raum im Ifen-Hotel, in dem François-Poncet gefangen war

deutsche Ausgabe der Aufzeichnungen heraus, das „Tagebuch eines Gefangenen“.

„Es ist ein kaum bekanntes Kapitel NS-Geschichte“, sagt Gayda. Und ein zuweilen bizarres Kapitel. Ernst Kaltenbrunner, Leiter des Reichssicherheitshauptamts im NS-Staat, hatte das Ifen-Hotel 1943 als Internierungsstätte requiriert. Deckname der Aktion, zynisch-versponnen: „Walsertal“. Anders als Schloss Itter, das ein Außenlager des KZs Dachau war, unterstand das Ifen-Hotel keinem Konzentrationslager. Die Gefangenen, neben François-Poncet etwa Francesco Saverio Nitti, der ehemalige italienische Ministerpräsident, Prinzessin Irene von Griechenland und Herzogin von Aosta mit ihren Töchtern, waren auf Kosten des Nazi-Regimes dort untergebracht. Etwa 30 Personen waren zwischen 1943 und 1945 interniert, laut François-Poncet eine Gesellschaft „wie die eines internationalen Hotels in normalen Zeiten“: Politiker, Aristokraten, Militärs, Wirtschaftsführer. Zugleich waren dort Familien verdienter Nationalsozialisten auf Bergurlaub.

Die Versorgung war hervorragend. „Es gab Champagner bis zuletzt“, sagt Gayda. Weihnachten 1944 notierte François-Poncet: „Verteilung von Champagner, dessen Qualität, verglichen mit dem vorherigen Jahr, um mehrere Klassen schlechter ist.“ Es kam zu skurrilen Situationen, wie am 22. Februar 1945, als François-Poncet beschrieb, wie „die jungen Prinzessinnen von Aosta“ bei ihrem Skikurs im Tal Flugblätter im Schnee fanden – alliierte Flieger hatten sie abgeworfen, um den Widerstand in der Region zu wecken.

Das Nebeneinander von Luxusleben und Kriegsgeschehen, die mondäne Atmosphäre, die erlesene Gesellschaft, die feinsinnigen Tischgespräche, all das konnte für François-Poncet und seine Schicksalsgenossen eines aber nicht verdecken: In Wahrheit waren sie Geiseln, festgehalten als Faustpfand, um bei Verhandlungen oder bei einem Gefangenen austausch Druckmittel zu sein. Sie wussten nicht, was am Kriegsende mit ihnen geschehen würde, ob sie das Tal je lebend verlassen würden, ob die Deutschen sie nicht mit in den Untergang reißen würden, sollte die militärische Niederlage unausweichlich und sie selbst als Geiseln wertlos geworden sein. François-Poncet befürchtete zudem, dass den Deutschen nach der Einnahme von Paris seine kritischen Botschafter-Dossiers aus dem NS-Staat in die Hände gefallen und die Kontakte zu Regimekritikern offenkundig geworden sein könnten. Am 14. April 1945 schrieb er: „Wir treiben wie Korken auf den Wellen.“

Die ungewisse Zukunft begründete den Impuls, Tagebuch zu führen. Für den Fall, dass er den Krieg nicht überlebte, „wollte er dieses Tagebuch als sein Vermächtnis hinterlassen“, sagt Gayda. „Er hatte eine Vertraute im Hotel, seine Zimmerfrau Wanda, eine polnische Zwangsarbeiterin. Sie wusste, wo das Tagebuch in seinem Zimmer versteckt war. Weil er sie nicht in Gefahr bringen wollte, sollte es doch gefunden werden, verschwieg er sie aber ebenso im Tagebuch wie seine ersten Kontakte zu Widerstandsgruppen im Tal Ende 1944, Anfang 1945.“

Im März 1945 übergab François-Poncet das Manuskript der Frankfurter Journalistin und früheren „Weltbühne“-Mitarbeiterin Martha Maria Gehrke, die eine Privatpension im Tal aufgebaut hatte. Sie beschrieb später, wie er ihr, an einer schwer einsehbaren Stelle hinter einem Heustadel auf einem Holzstoß sitzend,



Familienmensch: François-Poncet mit seiner Frau Jacqueline und den fünf Kindern im Jahr 1931

einen dicken Umschlag überreichte, mit der Bitte, diesen für ihn zu verstecken – er sei nicht sicher, ob er das Ende des Kriegs erleben werde. Gehrke nahm das Manuskript und bewahrte es für ihn auf.

Festgehalten darin sind Analysen, Einschätzungen, Beobachtungen eines geschulten Gesellschafters und versierten Erzählers: die ewige Suche nach verlässlichen Nachrichten zur militärischen Lage, der Versuch, aus Gerüchten, Propaganda, deutscher Presse und abgehörten Auslandsendern ein Bild des Kriegsgeschehens zu gewinnen; die Diskussionen über Gründe, Verlauf, Folgen des Kriegs, die künftige Rolle Frankreichs und eine künftige Ordnung Europas; die Hoffnung nach der Landung der Alliierten, die Entmutigung nach dem Umsturzversuch Stauffenbergs, die Reaktionen auf Rundfunkreden Hitlers, Himmlers, Goebbels'. Und immer wieder Rezensionen historischer, literarischer, politischer Werke, französische Literatur meist, aber auch kritische Befunde zu Shakespeare („hinterlässt einen ermüdenden und monotonen Eindruck“), Dostojewski („Man begegnet keinem einzigen Charakter, der



Vor dem Krieg: Botschafter François-Poncet im Februar 1936 mit Hermann Göring in Berlin



Nach dem Krieg: François-Poncet im Juli 1962 mit Bundeskanzler Konrad Adenauer in Paris

halbwegs gesund und normal wäre“) oder Hitlers „Mein Kampf“ („überall durchscheinender Hochmut, der originäre Hochmut eines Autodidakten“). Einmal nur, im November 1944, klagt er über „erdrückende Langeweile“ – die Bücher waren ausgegangen. „François-Poncet war immer ein Workaholic“, sagt Gayda.

Reifte in den 17 Monaten, in denen er im Ifen-Hotel gefangen war, nie der Gedanke zu fliehen? Bei einem der Spaziergänge zu verschwinden, über alle Berge, zumal die Bewacher nicht immer an seiner Seite waren? „François-Poncet war fast 60 und körperlich nicht im besten Zustand“, sagt Gayda. „Zudem war er in Deutschland sehr bekannt. Wo hätte er hingehen können, wie weit wäre er gekommen?“

So wurden die Spaziergänge zu kleinen Fluchten. François-Poncet konnte sich um das Hotel frei bewegen, Kontakte zur Bevölkerung waren offiziell verboten – tatsächlich aber schwer zu überwachen. Die Bauern im Tal, sagt Gayda, „erzählten später, sie hätten ihre Uhr stellen können nach den Spaziergängen des Herrn Poncet“.

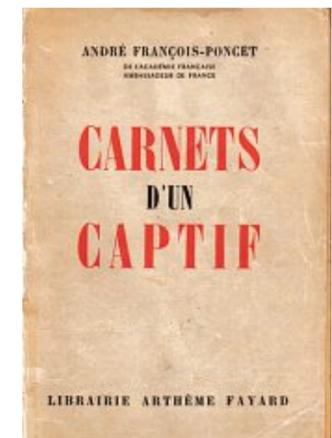
Sein Lieblingsort war eine Lichtung am Schwarzwasserbach, mit Blick auf die Felsplatte des Hohen Ifen (2230 Meter). Heute erreicht man diesen Ort auf einem Kiesweg, der oberhalb von Hirschegg von einer schmalen Asphaltstraße abzweigt. Neben einer Bank ist dort eine Tafel angebracht, mit einem Zitat aus dem Tagebuch, Mai 1944: „Wir verweilen auf einer Bank, oberhalb eines Wasserfalls gelegen, in einer Landschaft, die von einem Gartenbauarchitekten entworfen oder von einem Maler des 18. Jahrhunderts gemalt zu sein scheint.“

Der Anblick der Berge war für François-Poncet wie ein Luftholen in der ewigen Anspannung und Bedrohung. „Im weichen Gras liegend, lesen wir Ronsard“, schrieb er am 13. Juni 1944. „Zu unseren Füßen rauscht der Wildbach. In dieser Zeit sind die Wildbäche der Region wundervoll. Derjenige, der aus dem Schwarzwassertal herabfließt und die gesamten Schneemassen der umliegenden Berge mit sich führt, ist besonders malerisch. Wir können uns gar nicht sattsehen an diesem Schauspiel der Natur.“

Am Kriegsende spitzte sich die Lage zu. Immer mehr Flüchtlinge trafen im Tal

ein. François-Poncet überlegte, wie er das Schlimmste abwenden und Racheakte in letzter Minute an den Ausländern verhindern konnte. Er hatte Kontakte zu Widerstandsgruppen im Tal geknüpft, über sie richtete er einen Hilferuf an die anrückenden alliierten Streitkräfte, in dem er um Schutz bat. Dank einheimischer Helfer, die auf abenteuerlichen Wegen vermittelten, war er erfolgreich: Am 2. Mai kam es zur geordneten Übergabe des Tals an französische Truppen. Die Zeit der Gefangenschaft war vorüber. François-Poncet verabschiedete sich nach 17 Monaten von Hotelchef Kirchhoff, umarmte Wanda, die Zimmerfrau, und bestieg den Postbus. „Adieu, du Tal der Walse! Jetzt sind wir wieder frei! Nach Frankreich, in die Heimat, zur Familie“, schrieb er. Gayda sagt: „Eineinhalb Jahre hatte die Familie nur ein paar Briefe über das Rote Kreuz bekommen. Sie wussten nicht, wo er war. Bis er vor der Tür stand und klingelte.“

1949 wurde François-Poncet Hoher Kommissar Frankreichs im besetzten Deutschland. Nach Auflösung der Alliierten Hohen Kommission im Mai 1955 war er bis September französischer Botschafter. Seinem Abschied widmete der „Spiegel“ zehn Seiten, samt Titelbild. 1952 wurde er zum Mitglied der Académie française gewählt, auf den vakanten Sitz von Marshall Pétain. „Er hat seine Karriere nach 1945 fortgesetzt, als einer der wenigen“, sagt Gayda. Er sei ein „kritischer Freund“ Deutschlands geworden, sagte François-Poncet später, und: „Es zog mich gleichermaßen an, wie es mich abstieß.“ Das Tagebuch erschien 1952 in Frankreich unter dem Titel „Carnets d'un Captif“, obwohl sich der Autor anfänglich dagegen gestraut hatte, weil seine Erfahrungen ge-



Tagebuch eines Gefangenen: Die erste Ausgabe erschien 1952 in Frankreich.

genüber anderen Untaten des NS-Regimes harmlos erschienen. Erste Auszüge auf Deutsch wurden im Juni 2008 im Kleinwalsertal vorgestellt, als sein Sohn Jean François-Poncet, von 1978 bis 1981 französischer Außenminister, und seine Tochter Geneviève dort zu Gast waren.

Auch André François-Poncet kehrte noch einmal ins Kleinwalsertal zurück. Im August 1950, als Urlauber. Der Empfang war herzlich, die Talbevölkerung hieß ihn auf der Titelseite der Lokalzeitung willkommen. Der Gast traf alte Freunde und neue Würdenträger. Untergebracht war er im Ifen-Hotel – in dem Zimmer, in dem er einst gefangen gewesen war.

Neu erschienen: André François-Poncet, Botschafter in Berlin 1931–1938. Europa, 28 Euro.

Neugier statt Gemütlichkeit

In seinem halben Jahrhundert als Galerist hat Rüdiger Schöttle viele Künstler entdeckt.

Von Brita Sachs

Es trifft sich gut, dass Balu der Bär sein munteres Liedchen „Probier’s mal mit Gemütlichkeit“ wegließ. Als Ständchen für Rüdiger Schöttle wäre der Vorschlag ohnehin sinnlos. Gemütlichkeit ist das Letzte, was man mit ihm assoziiert: Seit 50 Jahren ist der Galerist stets unterwegs. Der stumme Balu trat auf, als die Galerie jüngst David Claerbouts Auseinandersetzung mit Walt Disneys „Dschungelbuch“ zeigte, passend zum Jubiläum, denn auch der Zeichentrickfilm-Klassiker feiert seinen Fünfzigsten. Claerbout setzte zwölf Animationszeichner daran, Disneys Urwald-Story von Vermenschlichung zu bereinigen. Kein Mogli, keine Erzählung, keine Interaktion vertreiben die Zeit, deren Verrinnen die Videos des belgischen Künstlers Claerbout fühlbar machen.

Wer L’art pour l’art will, der sollte diese Galerie auslassen. Denn hier sind Konzepte Voraussetzung. Nach ihnen sucht Schöttle vor allem unter jungen Talenten. Dabei könnte sich der Galerist zurücklehnen. Viele Künstler, die heute weltbekannt sind, hat er früh gefördert. Am Beginn der Karriere von Thomas Ruff etwa, der mit einer neuen cyanblauen Fotoserie um die Tanzlegende Nijinsky zu den Jubiläumsschauen beitrug, steht 1981 seine erste Einzelausstellung bei Schöttle. Ebenso lang zählt Jeff Wall zu den Weggefährten, Dan Graham sogar noch länger.

Graham baute schon zweimal spiegelnde Glaspavillons auf die luftige Dachterrasse des Galeriebaus an der Münchner Amalienstraße. Wenn dort oben an warmen Sommerabenden Eröffnungen gefeiert werden, strahlt in grüner Leuchtschrift das Wort „Friends“ von der Brandmauer – eine Arbeit des Turner-Preisträgers Martin Creed, der 1968 geboren wurde, als Schöttle Galerist wurde.

Wie war das mit den Anfängen dieser Institution, die dabei half, aus München einen Ort für zeitgenössische Kunst zu machen? Mit Mitte zwanzig kam Rüdiger Schöttle aus seiner Heimatstadt Stuttgart an die Isar. An der Prinzregentenstraße fand er Räume gegenüber der Villa Stuck, in der damals eine von Gunter Sachs unterstützte Privatinitiative versuchte, mit dem „Modern Art Museum München“ eine Lücke in der Stadt zu füllen. Am selben Strang zogen gerade mal drei oder vier Galerien, heute sind hier Dutzende.

Schöttle startete mit Willi Baumeister, dem Nachkriegsklassiker. Weiter ging es mit den Wiener Aktionisten. Als ihm deren Expressivität zunehmend gegen den Strich ging, wendete er ins strenge Gegenteil, zur Konkreten Kunst von Raimar Jochims, der ihn auch zur Beschäftigung mit Kunsttheorie anregte. Das ebnete Wege ins Neuland der amerikanischen Konzeptkunst, die Schöttle, beginnend mit Lawrence Weiner und Douglas Huebler, einem vermutlich noch recht ratlosen Publikum vorsetzte. Schon früh konnte man hier Werke von On Kawara, James Coleman und Jenny Holzer erleben.

Schöttle legte sich aber nicht fest, sondern blieb neugierig. So debütierten hier auch Katharina Fritschs poppige Plastiken, und als die Neuen Wilden die achtziger Jahre mit stürmischer Malgeste aufführten, hielt er ruhig dagegen. Er gab Karin Kneffel – heute ein Stern am Malerhimmel, damals noch Meisterschülerin bei Gerhard Richter – erstmals ein Forum für ihre Bilder, hinter deren realistischer Darstellungsart das Nachdenken über Malerei als Oberfläche und Symbol steckt. Das passierte noch in der schönen Schwabinger Altbauetage mit Stuckdecken nah am Englischen Garten, dem Standort von 1977 bis zum Umzug im Jahr 2002. An der Amalienstraße bieten nun sachlich gestaltete helle Ebenen stets Raum für zwei Künstler, gern auch aus zwei Generationen: Oben hängt



1985: Rüdiger Schöttle, Thomas Struth und Thomas Ruff (von links)



2013: Rüdiger Schöttle, Andreas Gursky und Jeff Wall (von links)

Thomas Ruff seine Nijinsky-Bilder, unten der 20 Jahre jüngere Fotokünstler Chen Wei seine Inszenierungen düsterer, menschenleerer Stadträume.

Wie entdeckt man eigentlich neue Talente, zumal in Peking? Chen Wei fiel ihm auf der Basler Liste Art Fair auf. Oft bekommt er Hinweise von seinen Künstlern. Auch schöne Zufälle helfen. Nach einem Auftritt von Schöttles Lebenspartnerin, der Tänzerin und Choreographin Brygida Ochaim, kam man beim Essen mit den Veranstaltern auf Ruffs blaue Fotografien zu sprechen. Da erwähnte jemand die Blueprints einer Susan Weil aus den vierziger Jahren. Gespannt besuchte man die bei uns noch wenig bekannte Künstlerin und ehemalige Frau Robert Rauschenbergs in New York – und verabredete eine Solo-schau für 2019.

Einfühlungsvermögen hat Schöttle auch dank seiner eigenen schöpferischen Ader. Er hat Bücher wie „Neondekorationen“, „Psychomachia“ und „Küchenzauber“ veröffentlicht. Demnächst erscheint bei Walther König „Variation über das Theater der Grausamkeit“. 1986 zeigte



„The pure necessity“: Balu, wie David Claerbout ihn sieht

die Kunsthalle Zürich Schöttles kuratorisches Projekt „Louis XIV tanzt“. Damit, das schrieb einmal Catherine David, Direktorin der Documenta X, ließ Schöttle traditionelle Ausstellungs- und Kunstkategorien hinter sich: „Im Hintergrund steht die deutliche und komplexe Sehnsucht nach einem goldenen Zeitalter des totalen Theaters und der idealen und restlosen Integration aller Künste.“ Ähnliches gilt für den drei Jahre später konzipierten „Theatergarten Bestiarium“, den der französische Staat ankauft.

Schöttle ist nicht der Typ des expansionsfixierten Großgaleristen. Sein Versuch einer Pariser Dependence dauerte nur zwei Jahre, und als es Jörg Johnen 2004 von Köln nach Berlin zog, beendeten die beiden ihre Partnerschaft. Oft ist er auf Messen. Wenn Schöttle, wie in diesem Jahr, die Art Basel und ihren Ableger in Hongkong absolviert, dazu die Frieze in London, die Art Cologne und Art Berlin, ist das viel Aufwand für eine mittelgroße Galerie. Wie überhaupt die personellen und materiellen Anforderungen gewachsen seien. Und die Großgalerien verstärken noch den ökonomischen Druck.

Etwas anderes aber ärgert ihn wirklich: Als Galerist, sagt er, erarbeite man ein nicht nur kommerzielles, sondern auch ideelles Kapital: „Wir leisten die Basisarbeit für junge Künstler.“ Aber die Museen, die davon profitieren, verschwiegen das. Wütend ist er auch über die Unterfinanzierung staatlicher Museen: „Ein Skandal! Kunst ist ein gesellschaftliches Vermögen, mit dem wir alle leben, wie mit Universitäten und Bibliotheken. Da sollten die Mitarbeiter nicht ständig mit dem Klingelbeutel rumgehen müssen.“ Heute kaufen vorrangig internationale Privatsammler bei ihm. Den Galeristen freuen aber besonders diejenigen, die junge Entdeckungen suchen – und seinem legendären Spürsinn vertrauen.

DIESES KUNSTWERK KANN JEDER HABEN, ABER NUR 150 BEKOMMEN ES.

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 40 GALERIEN WELTWEIT



Polj

ISABELLE MENIN DREAM RIVER 03
80 x 160 cm | Handsigniert und limitiert auf 150 Ex.

ab 1.499 €

(Preise inkl. MwSt. | Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Avanso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin)

FOTOS GALERIE SCHÖTTLE ©/ DAVID CLAERBOUT ©/ VIG BILD-KUNST BOKN 2018

LUMAS.COM

BERLIN | DORTMUND | DÜSSELDORF | FRANKFURT | HAMBURG
HANNOVER | KÖLN | MANNHEIM | MÜNCHEN | STUTTGART | WIESBADEN

LUMAS



Belebend scheint der Duft noch nicht zu wirken: Ein Taxifahrer in London zeigt sich unbeeindruckt von der Anzeige mit dem Arizona-Model Vittoria Ceretti.

Proenza mal flüssig

Ihr erstes Parfum riecht nach einer Strategie: Das Designer-Duo Proenza Schouler macht sich mit Arizona auch außerhalb der Modeszene bekannt.

Von Alfons Kaiser



Frisch auf dem Markt: Arizona duftet auch nach Kaktee. Der Flakon soll an Felsen erinnern.

Schon bei der Ankunft waren sie überwältigt. Am Morgen landeten sie in Frankfurt, stiegen aus – und sahen auf allen Werbeflächen am Flughafen Anzeigen und Filme für ihr neues Parfum Arizona. Kein schlechtes Gefühl für Lazaro Hernandez und Jack McCollough, die zwar mit ihrer Marke Proenza Schouler in der Modeszene bekannt sind – aber im Rest der Welt noch buchstabierte werden müssen. „Wahnsinn! Die Bilder waren überall!“

Jack McCollough gibt sich am Nachmittag desselben Tages keinen Illusionen hin: „Wahrscheinlich ist die Werbung sofort umgesprungen, als wir im Auto in Richtung Stadt saßen.“ Und so war es wirklich, wie ihnen ein Manager später gesteht. Der Vermarkter hatte es mit der Flughafen-Außenwerbung abgemacht: Als die beiden abfahren, wechselten die Werbeflächen zu anderen Motiven.

Dem Duft täte eine Dauerwerbesendung gut. „Wir müssen am Markenbewusstsein arbeiten“, sagt Lazaro Hernandez. „Denn unsere Preise sind nicht so demokratisch.“ Soll heißen: Für einen 2000-Euro-Mantel oder ein 60-Euro-Eau-de-toilette (30 ml) zahlt man nur dann, wenn der Name bekannt ist und die Marke begehrt. Am Abend zeigt sich, dass sie auf dem Weg dorthin doch schon weit sind: Als sie in der Douglas-Filiale an der Zeil ihr Parfum vorstellen, wollen Hunderte Fans Flakons und Selfies.

Für die beiden Modemacher ist der Duft, der im Februar in den Vereinigten Staaten auf den Markt kam und nun auch in Europa, ein großer Schritt. 2002 gründeten sie ihre Marke, die nach den Mädchennamen ihrer Mütter benannt ist. „Wir waren damals 22 Jahre alt“, sagt Lazaro mit einem Anflug früher Wehmut. Seitdem ging es stürmisch voran: die erste Schau bei der New Yorker Modewoche; der Auszug aus dem alten Atelier in Chinatown mit dem Lastenaufzug, in dem ein alter Chinese seine Nudelsuppe verzehrte; der erste von bisher fünf Preisen des amerikanischen Designerverbands CFDA; der

Aufstieg zur spannendsten jungen amerikanischen Modemarke; 2008 die erste Tasche, die PS 1, die zum Geldbringer wurde; 2012 der erste Laden; dann der Einstieg von Investoren, die heute mehr als die Hälfte der Anteile halten. Es ging immer schneller. „Und heute ist das Tempo höher als je zuvor“, sagt Jack McCollough.

Kein Wunder, dass sie nach jeder Schau wegfahren, auch um aus New York wegzukommen. 2015 führte sie ein Roadtrip durch Arizona. Sie schauten sich Land Art an – Donald Judd, Walter De Maria, James Turrell – und natürlich die spektakuläre Wüstenlandschaft des Bundesstaates an der Grenze zu Mexiko. „Da hatten wir oft nicht mal Handy-Empfang“, sagt Lazaro Hernandez. „Und plötzlich bekamen wir ein Gefühl dafür, wie es ist, ganz weit weg von allem zu sein. Der Eindruck war umso stärker, weil auch wir in New York oft überwältigt sind von so vielen Informationen.“ Da halfen ihnen der Horizont, der Himmel und die Sonnenuntergänge: „Arizona“, sagt Jack, als wäre er noch ganz benommen, „ist wie eine Phantasmagorie.“

Besonders der Kerzenkaktus, der nur einmal im Jahr blüht, tat es ihnen an. Der

Blütenduft wurde neben dem Iris-Akkord zum bestimmenden Bestandteil von Arizona. Bisher hatte ihn noch nie jemand in eine Flasche gebannt. Die Fachleute vom Kosmetikkonzern L'Oréal, mit dem die Designer ihr Parfum herausgeben, schafften es mit der patentierten „Living“-Technik, die den Duftstoff der seltenen Wüstenblume gewinnt, ohne ihr zu schaden.

Außerdem schnüffelten sich die beiden mit den Parfümeuren Carlos Benaim und Loc Dong durch ein paar Jahrhunderte. Hängengeblieben sind die starken Duftstoffe Moschus und Patschuli, die man heute offenbar wieder riechen kann.

Am Erfolg des Projekts scheinen sie nicht zu zweifeln. Jack erzählt, seine Mutter habe schon Freundinnen versorgt und mehrmals angerufen: „Wir brauchen noch mehr Flaschen.“ Für ihre Modemarke könnten sich jedenfalls neue Perspektiven ergeben. „Wir würden gerne nach Brooklyn ziehen, ans Wasser, mit Blick auf Manhattan“, meint Lazaro. „Wahrscheinlich ist das jetzt schon teurer als Manhattan“, sagt Jack. Vielleicht könnte ein weiterer Investor helfen? Was würden sie zum Beispiel sagen, wenn Bernard Arnault aus Paris anriefe, der LVMH-Chef? „Bonjour!“



Seit 2002 eine Marke: Jack McCollough (links) und Lazaro Hernandez sind Proenza Schouler.

FOTOS: BLOOMBERG, HERSTELLER (2)

Ein Bus wird kommen – vielleicht, irgendwann, niemals? Auch wenn so manche Bushaltestelle auf Kefalonia keinen ganz aktiven Eindruck mehr macht: Dem öffentlichen Nahverkehr auf der Insel darf man sich guten Gewissens anvertrauen.



Nicht weit von hier, bei der Hafenstadt Sami, haben Nicolas Cage und Penélope Cruz im Jahr 2000 zusammen den Film „Corellis Mandoline“ gedreht – und der ist grausig. Unser Tipp: Lesen Sie lieber das Buch von Louis de Bernières am wunderschönen Antisamos-Strand.

Grüße aus



Auf der Insel im Ionischen Meer kann man herrlich wandern und schnorcheln. Zum Glück hat das noch nicht jeder bemerkt.

Von Jörg Hahn

Die Gastfreundschaft, das Essen, der Blick – und die Limonade erst! Im Café „Old Time“ im Bergdorf Troianata kann man sich davonträumen. Oder sich von den Betreibern Efi und George die Geschichte der Insel erzählen lassen, etwa vom Erdbeben 1953.



In der Bucht zwischen der kleinen Inselhauptstadt Argostoli und Lixouri zeigen sich manchmal die Meeresschildkröten, Caretta caretta. Unübersehbar sind aber vor allem die Aquakultur-Betriebe. Kefalonia zählt zu den bedeutendsten Produzenten von Bio-Fisch auf der Welt.

Im Kloster Agios Gerasimos wird der Leichnam des Inselheiligen Gerasimos aufbewahrt. In das Hochtal am Berg Enos strömen gläubige und durstige Menschen: Neben dem Kloster liegt die Kooperative, die den Weißwein Robola Kefalonia vermarktet.



Voll ist es auf der Insel eigentlich nur bei den Bienenvölkern. Auf deren Honig sind die Menschen auf Kefalonia genauso stolz wie auf den Robola-Wein, die Mandeln und Skordalia – ein geniales Knoblauch-Püree, für das jeder Haushalt und jede Taverne ein eigenes Rezept hat.



Ithaka, Kefalonias kleine Nachbarinsel, soll die Heimat von Odysseus gewesen sein. Wissenschaftler stellen das zwar inzwischen in Frage und deuten Homer anders. Aber ein Törn nach Ithaka lohnt immer. Auch weil am Hafen in Kioni ein sagenhafter Grill steht.





Lieber Rennstrecke als Alltag: Im Nissan Nismo GT-R vergeht die Zeit wie im Flug.

GODZILLAS RÜCKKEHR

Der Nismo GT-R fährt den gängigen Erwartungen an einen Nissan auf und davon. *Von Boris Schmidt*

Herr Schmidt, es kommt ein Rennwagen für Sie“, ruft der Pförtner. Es ist der Nissan Nismo GT-R, das stärkste und teuerste Modell des japanischen Herstellers: ordinärer Auftritt, dicker Frontspoiler, fette Seitenschweller, riesiger Heckflügel auf dem Kofferraum, Auspuffrohre, in die man die Arme stecken kann. Wer so etwas kauft, hat entweder kein Selbstbewusstsein oder ganz viel davon.

Nissan pflegt das GT-R-Konzept seit mehr als zehn Jahren. Als GT-R ohne den Beinamen Nismo – die Abkürzung steht für Nissan Motorsport – bietet das Coupé mit dem 3,8-Liter-V6-Motor 570 PS zum Preis von 99.900 Euro. Das sind umgerechnet 175,26 Euro für eine Pferdestärke – so gesehen ein recht günstiger Tarif.

Als Nismo legt der GT-R überall noch eine Schippe drauf. Die riesigen Scheibenbremsen von Brembo werden gekühlt, es gibt unter anderem spezielle Stoßdämpfer, geschmiedete 20-Zoll-Alufelgen, mit Nitrogen befüllte Breitreifen von Dunlop, den Giganten-Heckflügel, der wie der Kofferraumdeckel aus Carbon gefertigt ist, eine Carbon-Frontschürze und einen Innenraum mit viel Alcantara und Hartschalensitzen von Recaro. Ach ja, und 30 PS extra gibt es obendrauf. Mit 600 PS ist der Nismo eigentlich in der Liga der Supersportler angelangt, der Preis steigt auf schwindelerregende 185.950 Euro, wenn zudem noch 1000 Euro in den Sonderlack „Brillant-Weiß“ investiert worden sind. 85.000 Euro mehr also für 30 PS und einen aggressiveren Auftritt?

Überraschenderweise wurden wir in der einen Woche, die wir mit dem Nismo verbrachten, nie schief angeschaut. Im Gegenteil. Überall gingen Daumen hoch, sogar bei einem Tesla-Fahrer. Doch das war bestimmt ironisch gemeint.

Die größte Enttäuschung hält der Nismo nach dem Anlassen bereit: Der Motor klingt nicht nach 600, sondern nach allenfalls 60 PS. Wenigstens ist er nicht laut. Und das Auto fährt wie ein Tier – nicht umsonst wird der GT-R von seinen Fans Godzilla genannt, angelehnt an das Monster aus japanischen Filmen der sechs-

ziger Jahre. Die Sechsgang-Automatik – technisch gesehen ein Doppelkupplungsgetriebe – ruckt und macht unbotmäßige Geräusche beim Wechseln der Stufen. Dazu klappert immer irgendwo irgendwas, und die Federung verdient ihren Namen kaum. Zumindest sind die Sitze bequem, die Armaturen übersichtlich, die Bedienelemente funktional angeordnet.

Dass der Drehzahlmesser rot unterlegt ist, halten wir für einen Overkill. So geht der eigentliche rote Bereich (von 7000 Umdrehungen in der Minute an) etwas unter. Zur Sicherheit gibt es noch einen Schaltblitz, wenn der Godzilla-Reiter im manuellen Modus unterwegs ist und mit den Schaltpaddel arbeitet. Von selbst schaltet der Nismo dann nicht. Im Extremfall sind in der Spitze 315 Kilometer pro Stunde möglich. Den Raketenstart mit Launch-Control haben wir uns natürlich nicht entgehen lassen – in drei Sekunden sind aus dem Stand 100 Kilometer pro Stunde und mehr erreicht.

Wer sich mit diesem Auto austoben will, muss auf die Rennstrecke. Das Zeug dazu hat der Nismo GT-R. Der Allradantrieb gewährleistet, dass die Kraft immer auf die Straße kommt, dazu gibt es ein Sperrdifferential für die Hinterachse. Deren Räder sind mit 285er-Reifen bestückt, vorne genügen 255er. Dafür sind die Bremsscheiben mit 390 Millimeter Durchmesser zehn Millimeter größer als die hinteren. Das Fahrstabilitätsprogramm ESP lässt sich abschalten, doch das sollten nur Fahrer tun, die mit so einem Auto wirklich umgehen können. Der immerhin 4,69 Meter lange und 1,8 Tonnen schwere



Auf Touren: Der Drehzahlmesser strahlt in Rot.

Wagen ist ein Gefährt, das in vernünftige Hände gehört – schließlich gibt es nicht nur 600 PS, sondern auch ein Drehmoment von 652 Newtonmeter bei 3600 bis 5600 Umdrehungen in der Minute.

Im Alltag taugt der Nismo natürlich in erster Linie zum Posen. Es können auch zwei weitere Passagiere im Fond mitfahren, doch der ist eher ein Verlies. Beinfreiheit gibt es nur, wenn die Piloten in der ersten Reihe das so wollen, und mit der Kopffreiheit ist es auch nicht weit her. Das Kofferraumvolumen ist mit 315 Liter halbwegs ordentlich, nur ist die Ladekante mit fast einem Meter sehr hoch, und dahinter geht es auch noch gut 40 Zentimeter herunter. Wer Wasserkästen transportiert, braucht starke Arme.

Sympathisch ist, dass es so gut wie keine modernen Assistenzsysteme gibt. Für Menschen, die mit solchen Autos liebäugeln, sind das wohl eh nur Spielereien für Weicheier. Nun, ein adaptiver Tempomat wäre trotzdem bequem, und vielleicht würde ein Start-Stopp-System zudem den Durst etwas zügeln. In der einen Woche verbrauchten wir weit mehr als 200 Liter Superbenzin auf gut 1800 Kilometer Fahrtstrecke. Im Schnitt waren es 13,3 Liter auf 100 Kilometer, maximal 17,7. Bei einer Fahrt nach Stuttgart und zurück benötigte der Nismo nur 11,5 Liter, trotz einiger Staus. Allerdings waren wir bei freier Bahn nie schneller als Tacho 140 bei dann 3000 Umdrehungen in der Minute unterwegs. Getankt werden muss mindestens Super-Plus-Benzin (98 Oktan), sonst drohen Motorschäden, heißt es in der Betriebsanleitung. Empfohlen wird Sprit mit 100 Oktan, nur gibt es den nicht an jeder Tankstelle.

Der Nismo ist ein besonderes Auto – auch weil er aus der übrigen Nissan-Welt herausfällt. Sonst werden dort kleine Micras, schrullige Jukes und das SUV Qashqai angeboten. Das hat sich schon den Spitznamen „Cashcow“ erworben, weil es sich so gut verkauft. Bei Godzilla muss man in dieser Hinsicht keine Angst haben: Nur gut ein Dutzend pro Jahr wird in Deutschland abgesetzt.

SIEH MAL AN



TÜRÖFFNER

Bald beginnt wieder die Weihnachtszeit und mit ihr das Türchenöffnen am Adventskalender. Das Porsche-Museum bietet einen Kalender für Autofreunde an – mit einem Bausatz des ersten Porsche 911 von 1965. Jeden Tag kommt der Porsche-Fan seinem neuen Modell einen Schritt näher. Der 33 x 28,5 x 4 Zentimeter große Kalender wiegt 650 Gramm und kostet 49,95 Euro. Mit dabei ist ein Begleitheft zur Geschichte des 911. Das Modell selbst hat zudem ein Soundmodul, für „die wahre Musik in den Ohren jedes Porsche-Liebhhabers“. Zwei Mignon-Batterien gehen extra. (fbs.)



LIFEGUARD

In der Welt des Milliardär-Yachtings gibt es Probleme, von denen die meisten von uns nichts ahnen. Eigner von Megayachten etwa, die im Charterbetrieb mehr als zwölf zahlende Gäste an Bord nehmen, müssen nach den internationalen Solas-Bestimmungen (Safety of Life at Sea) zwei Rettungsboote vorweisen. Weil aber eine anständige Großyacht stets auch eine Anzahl an Beibooten und Spiegelgeräten mitführt, kann es eng werden an Bord. Das Konstruktionsbüro Beiderbeck macht mit seinem Entwurf eines Limousinen-Tenders aus der Seenot eine Tugend: Das Elfmeter-Boot mit zwei starken Innenbordmotoren ist als komfortabler, mit Bar ausgestatteter Tender zu nutzen, im Spaß-Modus finden 15 Personen Platz. Im Seenotfall wird es zum Rettungsboot für bis zu 38 Personen mit Zertifizierung des Germanischen Lloyd, das sogar einem Großbrand auf dem Mutterschiff trotzen soll. (ll.)



ZIELGRUPPE

Liqui Moly ist bekannt für seine Öle und seine Werkstattkalender. Nun versucht sich das Familienunternehmen auch als Pistolenlieferant. Die Tornador Gun zielt mit ihren Luftwirbeln auf eine gründliche und bequeme Reinigung von Fußmatten, Polstern, Lüftungsschlitzen und anderen Engstellen im Inneren des Autos. Draußen attackiert sie Felgen, Nummernschilder und Tankneinflusstutzen. Der Universalreiniger wird im Mischungsverhältnis 1:10 eingefüllt. Das Vergnügungsverhältnis gegenüber dem Putzlappen beträgt hoffentlich 10:1. (hap.)

FOTOS: HERSTELLER



ONLY NETJETS

Erwerben Sie einen Eigentumsanteil an einem NetJets Flugzeug und erhalten Sie Zugang zu über 700 Privatjets weltweit. Nur NetJets bietet Ihnen die Größe, Sicherheit und Leistungsfähigkeit einer kommerziellen Fluggesellschaft, kombiniert mit der Flexibilität und Schnelligkeit eines Privatflugunternehmens.

netjets.com +49 89 2323 7549

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéreos S.A., einer EU-Luffahrtsgesellschaft, betrieben.

„BEIM SMALLTALK IST MEIN BART DAS THEMA“



Sein Name ist mit der Mailänder Designgruppe Memphis verbunden – wie der seines einstigen Mentors Ettore Sottsass. **Michele De Lucchi**, 1951 in Ferrara geboren, zählte 1980 zu den Mitbegründern dieser Anti-Design-Bewegung, die sich gegen die vorherrschenden Regeln des Funktionalismus wandte. De Lucchi ist Designer und Architekt zugleich. Besonders für den georgischen Präsidenten Micheil Saakaschwili hat er viele Prestigeobjekte geplant und erbaut. Zudem entwirft er seit vielen Jahren für das Unternehmen seines Freundes Alberto Alessi, zuletzt den Wasserkocher Plissé, aber auch für Artemide, Cassina, Danese oder Riva 1920.

Was essen Sie zum Frühstück?

Früchte und Tee, am liebsten zu Hause mit Blick auf den Lago Maggiore. Oft aber fahre ich schon ganz früh am Morgen mit dem Zug nach Mailand und frühstücke im „Radetzky“, gleich ums Eck von meinem Studio.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Bei meinem Freund Issey Miyake.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Ja, denn man lernt viel über Menschen, unabhängig davon, ob man etwas kauft oder nicht. Für mich ist Einkaufen eher eine anthropologische Studie.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Vermutlich einige Seidenkrawatten im Memphis-Stil. Wenn ich extravagant sein will, trage ich sie auch noch.

Was war Ihre größte Modesünde?

Vermutlich würden manche sagen: meine Seidenkrawatten im Memphis-Stil.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Nein.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Als ich in den Siebzigern für Ettore Sottsass arbeitete, wollte ich so sein wie er. Über ihn lernte ich Issey Miyake und seinen Stil kennen, den ich sehr schätze, weil er elegant und bequem ist, aber nicht extravagant.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Nein, aber ich arbeite gerne mit Holz und mache Tablett, die man wie Bilder an die Wand hängen kann, was praktisch ist, weil sie sonst nur viel Platz wegnehmen.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ein sehr altes sogar. Mein Vater hat es mir geschenkt. Es ist aus England und für 24 Personen, komplett mit Besteck und Gläsern dazu. Wunderschön, nie benutzt.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Kochen habe ich als Student in Florenz gelernt, als ich erstmals alleine lebte. Von dort habe ich „Roastbeef à l'anglaise“ mitgebracht, ein Rezept, das auf den Einfluss der vielen Engländer dort in früheren Zeiten zurückgeht. Es wird nicht im Ofen, sondern im Topf zubereitet.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

In Italien „Corriere della Sera“ und „La Repubblica“, dazu Design- und Architektur-Magazine.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

„ArchDaily“, „Divisare“ und viele andere mehr.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Gestern morgen. Ich schreibe noch immer sehr viel von Hand, zum Beispiel Anfragen oder Benachrichtigungen an Kollegen und Anweisungen an meine Mitarbeiter.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Einige. Zuletzt zwei Bücher von dem israelischen Anthropologen Yuval Noah Harari: „Homo Deus. Eine Ge-

schichte von Morgen“ und das etwas ältere „Eine kurze Geschichte der Menschheit“.

Ihre Lieblingsvornamen?

Die Namen meiner Kinder: Pico, Arturo, Lelia und Lavinia.

Ihr Lieblingsfilm?

Ich liebe „Doktor Schiwago“ mit Omar Sharif und Julie Christie.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

In der Stadt ohne. Doch ich fahre gerne durch die Berge.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja. Seit kurzem ist es eine Apple Watch, weil ich auf dem Laufenden sein möchte.

Tragen Sie Schmuck?

Nein, nur meinen Ehering.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Den Duft von frischem grünem Gras.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich habe einen Zwillingbruder, der genauso aussieht wie ich, er hat nur keinen Bart. Genauer: Ich habe meinen, um mich von ihm zu unterscheiden. Wir haben beide schon früh versucht festzustellen, was den Unterschied zwischen uns ausmacht. Ich denke, das ist mir in Fleisch und Blut übergegangen und könnte ein Talent sein: Unterschiede zu finden, man könnte auch sagen, alternative Lösungen aufzuzeigen.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ich bin ein Romantiker, dadurch werde ich manchmal etwas dünnhäutig.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Ich liebe meine Arbeit und rede auch gerne darüber. Darum schätze ich Gesprächspartner auf Augenhöhe, die mir gute Argumente liefern.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Mein Bart und mein Zwillingbruder.

Sind Sie abergläubisch?

Meine Mutter war schrecklich abergläubisch. Das beeinflusst mich bis heute, auch wenn ich nicht abergläubisch sein will.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Meine Frau kommt aus Deutschland. Viele Jahre reisten wir durch Italien, damit sie das Land kennenlernt. Inzwischen sind wir gerne in Georgien, wo ich viel für die Regierung gebaut habe, etwa die Friedensbrücke in Tiflis. Ich besitze sogar einen georgischen Pass.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Mit der ganzen Familie in Georgien.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wenn ich am nächsten Tag früh aufstehen muss, nur Wasser. Sonst gerne ein Glas Weißwein.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

NOMOS
GLASHÜTTE



Tangente – ein Jahrhundert Bauhaus

NOMOS-Klassiker Tangente in einer Sonderedition zum 100. Geburtstag der berühmten Kunstschule: in drei Größen und drei Farben – mit je einem Ring in Blau, Gelb oder Rot auf dem skizzenpapierfarbenen Zifferblatt. Jedes Modell ist auf 100 Stück limitiert und kostet anlässlich des Jubiläums 100 Euro weniger als das entsprechende NOMOS-Standardmodell. Ab sofort bei Wempe erhältlich. wempe.com, nomos-glashuette.com

WEMPE
FEINE UHREN & JUWELEN

BVLGARI

ROMA



BVLGARI
MAN
WOOD ESSENCE
#CITIZENOFNATURE
BVLGARI.COM

